

**ELEMENTARGEISTER-
NATURGEISTER**



KARL SPIESBERGER

KARL SPIESBERGER

*Elementargeister -
Naturgeister*

*Gnomen, Nixen, Sylphen,
Salamander usw. — sind das
nur Märchengestalten oder
beseelte Naturkräfte?*

Schwer war es bisher, sich über diese Wesenheiten ein Bild zu machen. Diesem Übelstand hat der Verfasser abgeholfen. Eingehend schildert er die verschiedenen Gattungen der Elementargeister, ihr Aussehen, ihre Eigenschaften, ihre Lebensgewohnheiten und ihr Verhalten den Menschen gegenüber, ob wohlgesinnt oder feindlich. Dabei läßt er es keineswegs nur bei grauer Theorie bewenden, sondern er gibt auch Anweisungen, die es ermöglichen, mit diesen Wesen in Verbindung zu treten!

Wer über Elementargeister mit-sprechen oder gar mit diesen experimentieren will, muß dieses Buch gelesen haben!

VERLAG HERMANN BAUER
FREIBURG IM BREISGAU

Karl Spiesberger

ELEMENTARGEISTER —
NATURGEISTER

Elementargeister – Naturgeister

*Märchengestalten
oder beseelte Naturkräfte?*

Studien und Betrachtungen
von Karl Spiesberger

PNGS 36



1988. 4039

(8 4108)

1961

Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung des Verlages
Hermann Bauer Verlag, Freiburg i. Br.

Druck: Otto Kehrer KG, Freiburg i. Br., Hauptstr. 71

Inhaltsverzeichnis

	Seite
Vorwort	7
I. Was die Überlieferung berichtet	9
1. Worin sich die Magier einig sind	9
2. Was man sich von den Rosenkreuzern erzählt	17
3. Worauf neuere Esoteriker fußen	21
4. Wie ein Seher unserer Tage Leben und Treiben der Naturgeister schildert	24
Die Welt der Gnomen	25
Die Welt der Nixen	37
Die Welt der Sylphen	43
Die Welt der Sturmgeister	49
Die Welt der Salamander	52
5. Vom Entwicklungsgang der Elementargeister	57
Der Evolutionsweg der Elementarwesen nach Jinarajadasa	57
Der Evolutionsweg der Elementarwesen nach Hans Sterneder	60
Der Evolutionsweg der Naturgeister nach Daphne Charters	64
Erhard Bäckers Theorie über die Entstehung der Naturgeister	78
6. Was mitunter verwechselt wird: Elementargeist — Elementarwesen	82
7. Welchem verhängnisvollen Irrtum Spiritisten zu- meist verfallen	86
8. Hilfe und Heilung	93
9. Greift die Technik zerstörend ein in den Lebens- bereich der Elementarwesen?	95

II. Was Sage und Seher raunen	99
1. Aus alten Volkssagen	99
2. Das sonderbare Geschehen um Daphne Charters .	104
3. Allein der Seher sind noch mehr	115
4. Auch Baumwesen und Berggeister anscheinend doch mehr als bloß Märchengestalten	124
5. Der Geist des Edelsteines	128
6. Ein weiterer Zeuge: Die Fotoplatte	132
7. Spielen uns bisweilen Elementargeister einen Schabernack?	135
8. Liebes- und Ehegefährten aus dem Reiche der Zwischenwesen	137
9. Die Zauberkraft manches Sympathiespruches findet seine Erklärung	144
10. Merkwürdiges bei Tischrückversuchen	149
 III. Was alte Texte verheißen: Rufung der Elementar- geister	 155
1. Was im allgemeinen zu beachten ist	155
2. Zur Rufung gehören Namen und Formeln	160
Rufung der Gnomen	161
Rufung der Luftgeister	171
Rufung der Wassergeister	174
Rufung der Feuergeister	175
Schutz vor widerspenstigen Elementarwesen	177
Ausklang	180
Verwendete Literatur	181

Vorwort

Mit einigem Zögern nur komme ich der mir gestellten Aufgabe nach: Hineinzuleuchten in das Dunkel des Problems der Naturgeister, ein Problem, eng zugleich verbunden mit der Frage der Hilfeleistung seitens der Transzendenz. Vieles darauf Bezugnehmende, das ich in meiner Schrift „Unsichtbare Helferkräfte“ raummangelshalber nur andeuten konnte, soll hier an Beispielen verdeutlicht werden. Somit ist vorliegendes Buch eine notwendige Erweiterung eben genannten Bandes.

Sehr wahrscheinlich wird mir mein Unterfangen, ein Wort für die Wesen der Elemente einzulegen, nicht allein das Wohlwollen streng wissenschaftlich ausgerichteter Parapsychologen verschmerzen, auch im okkultistischen Lager dürften nicht wenige die Nase darob rümpfen.

Klassisch geradezu ist der Fall des Vorsitzenden der seinerzeitigen „Gesellschaft für wissenschaftlichen Okkultismus“, des Patentanwaltes Dr. Fritz Quade. Mutig trat er auf dem 1935 in Oslo tagenden 5. Parapsychologischen Kongreß für die Existenz der Naturgeister ein; dabei auf schärfste Ablehnung stoßend. Die Folge davon: sein Vortrag über die Elementarwesen wurde nicht für wert befunden, gleich den anderen Referaten in den gedruckten norwegischen Kongreßbericht aufgenommen zu werden.

Daß ich trotz mancherlei warnender Beispiele dennoch zur Feder greife, um eine Schrift zu verfassen, die sich mit dem Dasein dieser so umstrittenen Wesen beschäftigt, hat seinen guten Grund. Soll wirklich alles, was bisher aus alter wie neuer Zeit über diese seltsamen Geschöpfe berichtet wurde, nur Fantasie sein? Sollten Erdmännlein, Wasserfrauen, Luft- und Feuergeister lediglich Ausgeburten sein von Kindern, die ihre Märchen nachträumen, von Schwarmgeistern, die in einer Wahnwelt leben? Hieße das nicht, führende Esoteri-

ker, denen das Reich der Naturgeister so selbstverständlich ist wie uns die sichtbare Natur, Lügen strafen?

Und weshalb eigentlich glauben wir dem Forscher auf okkultem Gebiet, der uns seine Erlebnisse mit einem Naturgeist schildert, weniger als dem, der sein Zusammentreffen mit einem Spirit, einem Dämon oder Engel beschreibt?

Vom rationalen Verstande aus beurteilt, unsinnig das eine genauso wie das andere; vom Standpunkt des Transzendentalen aus gesehen, eines nicht minder möglich als das andere. Weshalb sollte die Wahrscheinlichkeit vom Fortbestand des Egos Abgeschiedener, von der Existenz von Engelwesen größer sein als die Möglichkeit des Vorhandenseins von Wesenheiten, die die Elementarreiche bevölkern?

Erfreulicherweise scheinen doch mehr, als man im allgemeinen annimmt, diese Ansicht zu vertreten.

„Daily Telegraph“ vom 30. Oktober 1951 berichtet: Vor zwei Jahren haben sich von der Oxford Union unter dem Einfluß von Besuchern des Trinity College, Dublin, 416 gegen 198 für das Vorhandensein von Feen ausgesprochen.

Erfreulicher noch — peinlich zwar für diejenigen, die in jedem Okkultisten einen rettungslosen Schwachkopf sehen —, daß der Oberbefehlshaber im Kampf um England im Jahre 1940, der *Luftmarschall Lord Dowding*, bei einem öffentlichen Vortrag in London sich für die Naturgeister einsetzte als eine für ihn feststehende Tatsache.

Ganz so vereinsamt also, wie es im ersten Moment erscheint, stehen die Verfechter der Naturgeistertheorie keinesfalls.

So will ich es denn wagen und einiges von dem aufzeichnen, was ich vorgefunden, mag immerhin manches wie ein Märchen klingen, vieles wie im Märchen sein.

Doch verstehen wir den Begriff „Märchen“ richtig!

Nicht den Märchen entstammen Nixen und Gnomen, vielmehr dankt wohl jenes diesen sein Dasein.

Wie arm wären Märchen und Sagen, hätten Seheraugen nicht ins Reich der Feen geschaut.

Berlin, im Mai 1961

Karl Spiesberger

I.

Was die Überlieferung berichtet

1. Worin sich die Magier einig sind

Bevölkert ist die Welt der sonnigen Antike mit den sonderbarsten Geschöpfen. Bockfüßige, gehörnte Faune, geschwänzte Satyre stellen in Hainen und Wäldern lieblichen Nymphen nach. Najaden tummeln sich neckend auf schaumgekrönten Wellenbergen, und herzlose Sirenen locken mit ihrem Gesang den Schiffer in schaurige Tiefe.

Im rauhen Norden kündigt die Seherin der Völuspá die Erschaffung des Zwergengeschlechtes aus Brimirs Blut. Eine lange Reihe derer zählt sie auf, die fürderhin in der Erde, in Gestein und Klüften walten.

Wohin wir uns wenden, allerwegen wird uns die Kunde von Wesenheiten, eng verbunden den Elementen der Naturreiche.

Bei *Proklus* lesen wir von den Dämonen der Erde, der Luft, des Feuers und des Wassers, daß sie Wesen seien „von ätherischer, halbkörperlicher Struktur ... zwischen Göttern und Menschen wirkende und vermittelnde Kräfte“. Sie seien, lehrt er, in einem gewissen Grade die Seelen der Elemente, der Mineralien und der Pflanzen.

Um das 15. und 16. Jahrhundert schrieben bedeutende Persönlichkeiten über Elementargeister.

Der Abt von St. Jakob in der Vorstadt von Würzburg, *Johannes Tritheim* (1462—1516) — einer der „größten Adepten in den geheimen Wissenschaften“, mutmaßlicher Lehrer Agrippas von Nettesheim —, beantwortete die Fragen Kaiser Maximilians I. in bezug auf die Unholdinnen, worin er darlegte, inwieweit den Hexen bei ihren schwarzmagischen Praktiken Hilfe wird von seiten der Elementarwesen.

Bei den *Feuergeistern*, den *Salamandern*, bezieht sich der Abt von Sponheim auf Apulejus, dem Verfasser des „Goldenen Esels, und auf Aristoteles. Letzterer war der Ansicht, „man habe schon öfters in glühenden Ofen kleine Tiere mit Flügeln herumfliegen sehen, die ihr ganzes Dasein im Feuer zubrachten, indem sie mit dem Feuer entstehen und wieder an den Ort zurückkehren, woher sie gekommen“. Diesen Wesen legt Trithem keinerlei Gemeinschaft mit den Unholdinnen zur Last, „denn da sie im Feuer verweilen, so können sie wegen ihrer Feinheit einen groben oder luftigen Körper nicht annehmen“.

Die zweite Gattung, die *Luftgeister*, kommt nicht mehr so gut weg. Die Geister der Luft „haben nemlich einen höchst grimmigen und heftigen Charakter, weshalb, wenn sie durch etwas gestört und erzürnt werden, sie sogleich nach Unheil sinnen, und während sie ihre Angriffe ausführen, wollen sie teils verborgen bleiben, teils treten sie mit offener Gewalt auf“. Sie sind stolz, neidisch, leidenschaftlich, jederzeit aufgereggt, „schweifen sie von Ort zu Ort. Obzwar die Bereiche der Luft ihr Element sind, steigen sie gerne zur Erde nieder, um in der Nähe der Menschen zu sein, deren Gestalt sie mitunter annehmen, die sie sogar bis zur Sichtbarwerdung verdichten können“. An sich besitzen sie vielerlei Gestalt, entsprechend den Leidenschaften, von denen sie beherrscht werden. In ihrer ungezügelten Wildheit bringen sie — selbstredend „unter Zulassung Gottes“ — „öfters die Luft in stürmische Bewegung, erregen Donner und Gewitter und verschwören sich zum Verderben des Menschengeschlechtes“. Begreiflich, daß die Unholdinnen mit ihnen leicht zu paktieren vermögen. Daher Trithemius: „Auf die Mitwirkung dieser Geister gestützt, besitzen die Hexen eine um so größere Macht, Böses zu tun, je mächtiger der Dämon ist, der ihnen dabei zu Hilfe kommt.“ Vorwiegend sind es die Luftgeister, die den Hexen bei ihren Zauberwerken beistehen. Diese Elementarwesen sind „weit schlauer als die übrigen und zeichnen sich durch die größte Frechheit aus“.

Die nächste Gattung, die *Erdgeister*, die angeblich „wegen ihrer Handlung auf die Erde gestürzt wurden“, helfen nach Trithem den Hexen weit seltener bei ihrem verderblichen Gebahren. Zuweilen allerdings stehen die Erdwesen dem,

der sie zu beschwören versteht, Rede und Antwort und warnen, wenn sich Unheil im Rücken des Verschwörers zusammenbraut. Zumeist halten sie sich zu diesem Zwecke in Gläsern, Kristallen oder Spiegeln auf.

Es scheint sich hier um eine sehr bösartige Gattung von Erdgeistern zu handeln, die Trithem im Auge hat, von denen die eine Spielart in Wald und Hain dem Jägermann zusetzt, die andere auf freiem Feld dem Wanderer auf-lauert, ihn vom Wege ablockt, wieder andere Arten entfachen im Menschen böse Lüste, führen durch allerlei Täuschungen und Wahrsagetrug in die Irre. „Einige geben sich alle Mühe, die Menschen mit einer unvernünftigen Wut zu erfüllen oder sie in Anfällen von Trübsinn zu erschrecken oder zu töten, was wir (wie der Abt versichert) aus Erfahrung wissen, schon öfters vorgekommen ist.“ Besonders gefährlich sind die *unterirdischen Geister*, die im Innern der Berge hausen, in Klüften, Höhlen und Bergwerken. Es sind die Wächter bei vergrabenen Schätzen, die jeden schädigen, der danach zu langen sich erkühnt. Sie sind alle hinter denjenigen her, die in den Schächten nach Metallen, Edelsteinen oder sonst verborgenen Gütern suchen. Die Gesinnungsart dieser Wesen ist die schlimmste. Stets sind sie darauf aus, Schaden anzurichten. Sie „erregen feurige Schwaden und erschüttern die Fundamente der Gebäude“. Doch mit Hexen und Zauberern wollen sie nichts zu tun haben. Oftmals geben sie sich als Geist dieses oder jenes Verstorbenen aus. Zu gerne jagen sie den Menschen Furcht ein oder versetzen ihn in Verwunderung. „Man weiß“, schreibt der magiekundige Abt, „daß sie schon einfältige Leute in ihre Berge geführt und ihnen dort erstaunliche Dinge gezeigt haben unter dem Vorgehen, daß dies die Wohnung der Seligen und sie selbst Freunde der Menschen seien.“ Nächtens verlassen sie zuweilen ihre Berge und führen „auf Feldern wunderbare Reigen auf“. Mit einem Schlage aber sind sie verschwunden, als hätte sie ein unsichtbarer Gebieter abgerufen.

Die wenigen auf niedriger Rangstufe stehenden Erdwesen, die den Hexen dienen, bringen außer den schon erwähnten krystallo-mantischen und spiegelmagischen Phänomenen keine bedeutenderen Zaubereien zustande.

Wiewohl nicht von „einerlei Gesinnung“ und obschon „alle voll böser Leidenschaften stecken“, gibt es Erdgeister, die abgelegene Orte und Höhlen meiden und die Nähe des Menschen bevorzugen, ohne diesen zu schaden.

Ebenso die *Wassergeister* spricht Trithem frei jeder Mitschuld an schwarzmagischem Tun, obgleich er sie weichlicher Lebensführung, der Hinterlist und zorniger Leidenschaftlichkeit bezichtigt. In der Regel von weiblicher Gestalt, seltener von männlicher, erregen sie auf dem Meere Stürme, bringen Schiffe zum Scheitern und ziehen die Besatzung ins nasse Grab. Die Wassernymphen, die Sirenen, Najaden und Nereiden des Altertums.

Sie hausen aber auch auf dem Festlande, wo sie in verschiedenerlei Gestalt erscheinen, ja sogar als Tiere, gemäß den sie beherrschenden Leidenschaften. Trithem zufolge hat man sie an Flüssen und Quellen „in weiblicher Gestalt gesehen, die bald Tänze aufführten, bald nach Frauenart ihre Haare ordneten“. (Wer denkt da nicht an die Loreley!) Selbst in männlicher Gestalt wurden sie beobachtet. Sie sprachen mit den Menschen und trieben mit ihnen verschiedene Spiele.

Soweit der Abt Johannes Trithem über die Elementargeister, der ja, wie seine Zeitgenossen behaupten, keineswegs bloß Theoretiker in den magischen Künsten gewesen ist. Dürfen wir dazu noch Melanchthon Glauben schenken, so hatte der Abt sogar einen eigenen Dienstgeist namens *Adfer*, der ihm auf Kommando den gesottenen Hëcht ans Fenster stellte. Ähnliches ist von Johann Gregor Schröpfer überliefert, der seinen Dienstgeist als Postboten benutzte. Beides Hilfsgeister also für Telekinese und Apporte, um die sie unsere Spiritisten und Parapsychologen sicherlich beneiden. Mit derselben Selbstverständlichkeit spricht der Verfasser der heute noch geschätzten „Geheimen Philosophie“, *Heinrich Cornelius Agrippa von Nettesheim*, von Elementargeistern, sich auf *Origines* berufend, demzufolge diesen Wesen die Aufgabe zufällt zu vollziehen, was auf Erden getan werden soll. Sie leiten „nemlich bald unsere Reisen und sämtliche Geschäft; bald sind sie bei Schlachten anwesend und leisten durch heimliche Hilfe ihren Freunden den gewünschten Beistand. Glück und Unglück sollen sie nach Belieben bringen können“.

Was nun die Manifestationsmöglichkeit anbelangt, stützt sich Nettesheim auf seinen Gewährsmann *Marcus*; diesem zufolge verwandeln sich die Feuer- und Luftgeister in das, „was ihre Einbildungskraft auffaßt; die Wassergeister nehmen infolge der Weichheit ihres Elementes gemeinlich die Form weiblicher Wesen an, wie *Najaden* und *Dryaden*“. Weniger verwandlungsfähig vermöge ihrer trägen und dichten Substanz sind die unterirdischen Geister. Vorwiegend männlichen Körper besitzen jene Gruppen von Naturgeistern, die an trockenen Orten hausen. Sie zeigen sich als *Satyrn* und *Onosceli* mit Eselsbeinen. Es sind die Faune und eine gewisse Art von Incuben, die schon der Kirchenvater Augustinus erwähnt. Angeblich spüren sie dem weiblichen Geschlecht nach und pflegen zuweilen sogar sexuellen Umgang mit ihm.

Das Problem der Elementargeister hatte auch den kaiserlichen Arzt zu Ennisheim im Oberelsaß, den Dr. med. *Georg Pictorius* aus Villingen, bewegt.

Weitgehend deckt sich dessen Ansicht über die Tätigkeit der Elementarwesen mit der seiner gelehrten, der Magie kundigen Zeitgenossen. So haben die Luftgeister mit Gewittern zu tun, erregen „Donner und Blitz und vergiften Luft und führen Seuchen und anderes Unglück herbei“. Den Wassergeistern weist Pictorius bestimmte Himmelsrichtungen zu. Westlichen und einigen der Südlichen eignet die Fähigkeit, unerlaubte Liebe zu erwecken und Tanz, Trunk und Unzucht zu fördern. „Sie schweben an Seen, Teichen und Flüssen herum und sind eine sehr schlimme Dämonengattung, die durch *Abrinach*, einem westlichen Geist, Stürme, Erdbeben, Hagel und Regengüsse erregt, Schiffe scheitern läßt und die, wenn sie sich sichtbar machen will, meistens in weiblicher Gestalt erscheint.“

Ebenso gleichen die Eigenschaften, die Pictorius den Erdwesenheiten beilegt, jenen aufs Haar, die Abt Trithemius ihnen zuschreibt. Auch nach Pictorius sind sie es, die sich manchmal für die Seelen Abgeschiedener ausgeben. Ein Hinweis, der uns noch beschäftigt wird.

Und noch ein Kronzeuge, der für die Elementarwesen mit aller Entschiedenheit eintritt: *Theophrastus Paracelsus zu Hohenheim*.

Wie sehr ihm die Elementargeister am Herzen lagen, beweist seine Schrift: „Liber de Nymphis, Sylphis, Pigmaeis, Salamandris et de ceteris Spiritibus“, ein Buch, in dem er sich mit Wald-, Luft-, Erd-, Feuer- und anderen Geistern auseinandersetzt.

„Wisset — (so der Hohenheimer) —, daß dieses Buches Inhalt ist, zu beschreiben die vier Geschlechter der Geistmenschen, nämlich von den Bergleuten, von den Feuerleuten und Windleuten, dabei auch inbegriffen sind unter den vier Geschlechtern die Riesen, die Melusinen, der Venusberg, und was denen gleich ist, alle die, wie Menschen erscheinen und doch nit aus Adam sind, sondern ein anderes Geschöpf und Kreatur, geschieden vom Menschen und von allen Tieren.“ „Es darf uns nicht wundernehmen, daß solche Geschöpfe existieren, denn jene Dinge sind nicht täglich vor unseren Augen, sondern gar selten.“ Womit Paracelsus die seltene Gabe meint, die uns befähigt, die um uns lebenden Naturwesen zu schauen.

Nymphen nennt er die Wesen des Wassers, Sylphen die der Luft, die Geister der Erde Pygmäen, Salamander diejenigen, die sich im Feuer tummeln. „Doch daß es ihre rechten Namen wären, ist nicht der Fall, vielmehr sind diese Namen von solchen gegeben, die sie nicht gekannt haben“, jedoch „weil sie aber die Dinge bedeuten und jene unter diesen Namen verstanden werden“, läßt er es dabei bewenden, gibt aber noch andere Bezeichnungen dafür, die eigentlichen, wie er behauptet. Von unda, der Welle, leitet sich der Name der Wasserleute her: *Undina* oder *Undinen*; mit *Sylvestres* bezeichnet er die Luftleute einschließlich der Waldleute; *Gnomi*, Gnomen oder Zwerge heißen die Bergleute, *Vulkani* die Feuerleute.

Ein jedes Ding ist geschaffen, in seinem Elemente zu wandeln, und hat seine besondere Wohnstatt. „Die Wasserleute haben kein Geschäft mit den Bergleuten, die Bergleute auch nicht mit ihnen und so auch die Salamander.“ — „Also ist jedes Ding in sein Element hineingeschaffen, darin zu wandeln.“ Was für uns die Luft ist, ist für die Undinen das Wasser, für die Gnomen die Erde, für die Vulkani das Feuer... Kein Element ist leer, damit der Mensch „erkenne und sehe, wie wunderbarlich Gott sei in seinen Werken“.

Was uns unüberwindliches Hindernis, das ist ihnen gerade recht. Keine Mauer, noch so fest, kein Fels, der einem Gnomen Widerstand entgegengesetzt. So wie wir durch die Luft schreiten, gehen die Zwerge hindurch durch das härteste Gestein. Keine Woge, noch so unheilrohend, die eine Nixe schreckte, keine noch so verderbenbringende Glut, in der sich nicht ein Salamander heimisch fühlte.

Am verwandtesten scheinen uns die Sylphen zu sein, deren Element das unsere ist, deren Sterben dem unseren gleichen soll.

Selbst zu den Gnomen strahlt das Licht. So wie die Erde sie nicht hindert, sich zu bewegen, nimmt sie ihnen auch nicht die Sicht.

Zweierlei Fleisch schreitet über den Erdball, „das Fleisch aus Adam und das, das nit aus Adam ist“. Wir also mit unserem grobstofflichen Körper, dem Fleisch, „das zu binden und zu fassen ist wie ein Holz oder Stein“, und jene Wesenheiten, deren Fleisch nicht aus Adam ist, d. h. aus sichtbarer Materie. Es ist dies „ein subtiles Fleisch und ist nit in Banden zu legen, noch zu fassen, denn es ist nicht aus der Erde gemacht“, nämlich aus deren groben Atomen. Daher stellt ihm die sichtbare Materie keinerlei Schwierigkeiten in den Weg.

Dennoch — man staune —, diese Wesen haben „Fleisch, Blut, Gebein und was sonst zu einem Menschen gehört“, wodurch sie sich von den Geistern unterscheiden. Noch erstaunlicher: Sie „gebären Kinder, reden, essen, trinken und wandeln, welche Dinge die Geister nit tun“. Wohl stehen sie den Geistern an Geschwindigkeit nicht nach, und mit den Menschen haben sie gemein „Gebärden, Gestalt und Essen“. Geisterart und Menschenart besitzen sie. Beides sind sie: Geist und Mensch und sind „doch deren keines“.

Obzwar ihr Essen dem unseren gleicht, so ist es doch eine andere Art der Nahrungsaufnahme. „Trinken müssen sie“, versichert Paracelsus, „aber — und darauf ruht die Betonung — das trinken, was in ihrer Welt ein Trank ist. Essen müssen sie gleichfalls, aber wie es ihrer Welt entspricht.“ Weiteren Aufschluß gibt Hohenheim nicht, er sagt lediglich: „Von diesen Dingen ist nichts weiter zu ermitteln, als allein, daß ihre Welt ihre eigene Natur hat, eine andere

als die unsrige.“ Eine ätherische Welt ist es, in der sie leben, infolgedessen sind Speise und Trank dort ebenfalls von ätherischer Substanz. Ganz so auch die Kleidung, die sie selbst spinnen und weben.

Sie haben wie jegliches in der Natur ihren Aufgabenkreis. „Ihre Arbeit ist wie die der Menschen Arbeit, jedoch nach Art ihrer Welt und Erde, darin sie wohnen.“

„Ihre Sitten und Gebärden sind menschlich, ihre Rede und Lebensweise mit allen Tugenden sind bald besser, bald gröber, feiner oder rauher.“ Sie schlafen und wachen.

Ihre Gesundheit ist nicht minder gefährdet als die unsrige. Ihre Arzneien entnehmen sie ihrem Elemente. Sie vermehren sich nach Menschenart, sie sterben gleich dem Vieh. Nichts bleibt von ihnen übrig, denn sie haben wohl Menschenvernunft, jedoch keine Seele. Kein anderer Unterschied ist zwischen ihnen und uns, „als allein in der Geistesart und dem Mangel der Seele. Sonderlich wunderbare Geschöpfe sind es und großer Beachtung wert“, trotz ihrer Seelenlosigkeit, Geschöpfe von Weisheit und Verstand.

Im Rufe besonderer Begabung stehen die Erdmännlein und die Ätnaischen, die Salamander, „sie teilen die Vernunft mit den Menschen, Wissen und Verstand mit den Geistern“. Gegenwärtiges, Vergangenes und Zukünftiges ist ihnen kund. Demjenigen, dem sie dienen, sind sie treffliche Warner, Berater und Führer.

Die „Bergleute“ unten in den Schächten schenken den Menschen Geld, damit sie der Tiefe fernbleiben.

Wahrhaft und beständig sind aber nur jene in menschliche Dienste getretene Naturgeister, denen der Mensch ebenso aufrichtig entgegenkommt.

Angehörige aller vier Gruppen der Elementargeister sind menschlichen Augen sichtbar geworden; ja, man hat sie nicht bloß gesehen, man hat sogar mit ihnen gesprochen. Sehr gesprächig sind die Nymphen, die oft „die Leute ergreifen, die das Wasser durchschreiten oder darin baden“. Zeitweilig sitzen sie gerne an den Ufern der Bäche und unterhalten sich in der Landessprache. Auch die Bergleute haben eine Sprache ähnlich den Wasserleuten. Selten nur reden die Ätnaischen, deren Sprache von hartem Klange ist; sie buhlen gerne mit den Hexen und huschen unster als Irrlichter

umher. Die Waldleute, zum Lernen sehr geschickt, schweigen, obgleich sie Sprechwerkzeuge besitzen.

Uns am nächsten an Körpergröße sind uns die Wasserleute, Männer wie Frauen, desgleichen stehen sie uns in den Begierden sehr nahe. „Rauher, gröber, länger und stärker sind die Sylvestres. Menschenähnlicher dagegen sind die sehr scheuen Bergleute, deren Größe Paracelsus mit zwei Spannen und an anderer Stelle mit halber Mannesgröße beziffert. Als sehr lang, schmal und dürr schildert er die Ätnaischen, die Salamander. —

Berichte über Wesenheiten, lebend zwischen unserer und der astralen Welt — daher zuweilen Zwischenwesen genannt —, reichen von der Antike bis in unsere so nüchterne Zeit.

Frommer Aberglaube alles?

2. Was man sich von den Rosenkreuzern erzählt

Auch im Wirken der Rosenkreuzer spielten die Elementarwesen eine nicht unbedeutende Rolle. Soll sich doch die sagenhafte Bruderschaft auf die Bereitung des Lapis philosophorum verstanden haben, dem die Eigenschaft nachgerühmt wird, unedle Metalle in edle zu verwandeln und außerdem überdurchschnittliche Gesundheit zu verleihen, die instand setzt, das Leben weit über das übliche Maß hinaus zu verlängern. Und eben bei der „Transmutatio metallorum“, beim Goldmachen, standen dem Alchemisten — so wenigstens die Überlieferung — die Geister der Elemente zur Seite.

Diese, gewissermaßen als Seele des Elementes, dem sie angehören, entfesseln die „Kraft der Projektion“, jenes geheimnisvolle „Prinzip“, das die Transmutation bewerkstelligt.

Folgerichtig ist der Besitz der fertigen Tinktur kaum jemandem von Nutzen, wofern nicht die elementaren Dienstgeister bereit sind, mitzutun. Die innere Entwicklung des Laboranten entscheidet.

Bekannt ist ja die Geschichte von dem österreichischen Adepten Seefeld zu Rodaun bei Wien, der unter der Goldgier der bigotten Kaiserin Maria Theresia schwer zu leiden hatte. Der einen Lesart zufolge entnahm einmal das fürwitzige

Töchterlein seines Wirtes, das Tiegel und Kolben richten durfte, dem beinernen Büchsen des Adepten einige Stäubchen des grauen Pulvers. Nichts jedoch von der erträumten Wirkung zeigte sich, wohl aber gab es einen lauten Knall, als der Lapis das flüssige Zinn berührte, und pechschwarz wurde die brodelnde Masse. Der im Augenblick der Katastrophe eintretende Alchemist belehrte den zu Tode erschrockenen Zaublerlehrling, daß nur einem Meister der alchemistischen Kunst die Projektion gelinge und höchstens demjenigen noch, den der Adept für diese Arbeit bestimme. Nach einer anderen Version erbat sich Sehfelds Wirt einige Körnchen der Tinktur, um einmal allein die Transmutation durchzuführen. Doch weiter verblieb im Tiegel gewöhnliches geschmolzenes Zinn. Erst als der Adept in der Tür erschien, verwandelte es sich in pures Gold.

Allerdings werden Fälle von angeblicher Metallverwandlung berichtet, wobei kein Adept zugegen war, etwa Böttcher, der Gefangene des sächsischen Kurfürsten. Dem nachmaligen Erfinder des Porzellans soll in einer Berliner Apotheke, wo er als Gehilfe tätig war, ein reisender Adept eine Probe der so begehrten Tinktur geschenkt haben, mit der der junge Laborant erfolgreich ohne eines Meisters Hilfe operierte. Wahrscheinlich aber hat jener mysteriöse Alchemist deswegen Böttcher erwählt, weil dieser sicherlich die nötige Reife zu dem Werk besaß. Freilich, als das Pulver alle war, war er auch mit seiner alchemistischen Kunst am Ende.

Weitaus schwerer als die Umwandlung eines Metalls in ein anderes mittels der Tinktur ist die Herstellung des „philosophischen Steines“. Bände, einer unverständlicher als der andere, füllen allerorts die Regale der Bibliotheken über Alchemie. Unzählig die darin enthaltenen Pseudorezepte; allein selbst aus den vermutlich echten wird keiner schlau. Ganz einfach deshalb, weil zuvor ein innerer Wandlungsprozess notwendig ist, um den eigentlichen Sinn der absichtlich dunkel gehaltenen Anweisungen zu verstehen, und erst recht, um die Operation erfolgreich durchzuführen.

Somit sind auch jene im Recht, die in den alchemistischen Vorgängen Reifeprozesse erblicken: Die Umgestaltung des Tiermenschen zum Gottmenschen. Nun, eines bedingt das

andere, wie es scheint. Nicht umsonst wird ausschließlich der wirkliche Adept für befähigt erachtet, den „Stein“ zu bereiten.

Und nur einem solchen dienen bedingungslos die Elementargeister, denn er hat die Voraussetzungen erfüllt, um ihrer Herr zu werden. Vereinigt ist sein höheres Selbst mit dem Universalgeist oder, wie der Yogi sagen würde, er ist eingetreten in den Zustand von Samadhi.

Der *echte* Rosenkreuzer ist solch ein von Grund auf Gewandelter. Er ist, im Sinne der Mystik gesprochen, im Geiste wiedergeboren.

Daher vermag ein Rosenkreuzer die Elementarwesen wahrzunehmen. In Unzahl — so wird berichtet — zeigen sie sich ihm; Wesen „von leuchtender Substanz“, von „lockerer und durchscheinender Beschaffenheit“. Ehe er aber zu solchem Schauen gelangt, müssen zuerst seine Sehorgane durch die Universalmedizin gereinigt werden.

Doch auch damit ist es noch nicht getan. Die Elementargeister haben ihre Herren, auf die Einfluß zu nehmen ist. Die Rosenkreuzer sollen sich auf die Rufung der *Rubanija*, die Planetengeister, verstanden haben, zwecks „Beschaffung von *Ifriten*“, von Dienstgeistern oder spiritus familiaris; denn diesen, den Elementarwesen, stehen die Planeten-Archonten vor. Es sind dies die „mächtigen Fürsten der Welt“, die „*Spiritus olympici vel gubernatores firmamenti*“. Nach dem französischen Kabbalisten *Papus* unterstehen den Planeten-Archonten, zuweilen „Olympische Geister“ genannt, die 72 Genien des Tierkreises.

Wie uns bekannt, nahm noch *Johannes Kepler* das Walten von Planetengeistern an, weniger bekannt vielleicht ist es, daß lange schon vor ihm der *heilige Ludwig* und *Thomas von Aquin* derselben Anschauung gehuldigt haben.

Manchem Katholiken freilich mag solcher heidnischer Aberglaube nicht behagen, noch dazu bei heiligen und wissenschaftlich gebildeten Männern. So etwas mag für einen Heiden der nordischen Wälder oder der antiken Gestade passen, der mag vom Dasein der Planetengötter und der Elementargeister überzeugt sein, nicht aber ein frommes christliches Gemüt. Nun aber frage sich doch einmal der katholische Christ, weshalb der Geistliche heute noch das Weih-

wasser segnet mit den Worten: *Exercisco te, creatura aquael* — „Ich treibe dich aus, Wassergeschöpf!“

Einen *spiritus familiaris* in seinen Dienst zu zwingen, danach strebten Magier, Zauberer und Hexen vergangener Jahrhunderte, und mancher Pakt, angeblich mit dem Teufel geschlossen, dürfte weit eher eine Vereinbarung mit einem dienstbereiten Elementargeist gewesen sein. Deshalb nicht weniger gefährlich. Von den Arabern wird gesagt, daß sie heutigentags noch ihre *Djinns* und *Cutdams* haben.

Unterschiedlich ist die Rangstufe dieser Geisteswesen, und auf die Persönlichkeit des Beschwörers kommt es an, ob er mit einem mächtigen Elementargeist in Beziehung tritt oder mit einem weniger mächtigen.

Mitunter, wie es scheint, ist es dem Magier gestattet, zu wählen, wen er in Dienst nehmen wolle. Vorausgesetzt natürlich, daß sich tatsächlich alles so zugetragen hat, wie wir es in den Überlieferungen vorfinden, so den Fall des Mailänder Arztes und Rechtsgelehrten *Facius Cardanus*, dessen Aufzeichnung wir dem Sohne des Geisterbündners, Hieronymus Cardanus, verdanken.

Genau nennt er uns das Datum. Es war der 12. August 1492 gegen zwei Uhr nachmittags, also keineswegs zur Geisterstunde. Sein Vater betete gerade, als er plötzlich um sich herum sieben Männer sah, angetan „in seidenen Kleidern von griechischem Schnitt, mit purpurnen Halbstiefeln und karminrot glänzenden Hemden“, unbedeckt das Haupt. Ungewöhnlich und groß von Figur, schien keiner der Männer älter als vierzig, behaupteten aber, über zweihundert Jahre zu zählen. Ihre voraussichtliche Gesamtlebensdauer bezifferten sie auf dreihundert Jahre. Sie bezeichneten sich als Geister der Luft, als Wesenheiten, die in diesem Elemente entstanden waren und dereinst in diesem vergehen würden. Über drei Stunden hatte die Unterhaltung mit diesen seltsamen Wesen gedauert, wobei Cardanus sich diese kaum ein zweites Mal sich bietende Gelegenheit nicht entgehen ließ und einen passenden *spiritus familiaris* aus ihrer Mitte erwählte. Dreiundreißig Jahre lang begleitete ihn dieser Luftgeist. Ob jedoch so ein Diener eine reine Freude ist, bleibe dahingestellt. Wohl stand er seinem Herrn und Meister jederzeit Rede und Antwort; allein, was er sagte, er-

wies sich nur dann als wahr, wenn *Facius Cardanus* ihn mit Beschwörungen bedrohte, andernfalls war er ein übler Täuscher.

Jedenfalls (immer unter der Voraussetzung, daß es sich so verhalten hat, wie uns mitgeteilt) sind die Geister dazu befähigt, sich den Menschen zu zeigen, anscheinend sogar vorübergehend einen mehr oder minder dichten Körper anzunehmen, ja selbst — zieht man weitere Überlieferungen mit heran — eine Dauermaterialisation zu bilden.

Wie wir wissen, sind für Paracelsus die Elementargeister seelenlose Geschöpfe. Den Naturwesen zu einer Seele zu verhelfen, darin sehen einige Autoren eine der Hauptaufgaben der Rosenkreuzer. Woraus sie deren Zurückhaltung gegenüber dem irdischen Weibe erklären. Irdische Keuschheit begünstigt die transzendente Liebe. Schließlich wurden sie ja für ihren Verzicht reichlich entschädigt. Weitaus herrlicher ist dieses Gefühl als jenes, das die Erde verleiht. Und nicht allein das, die Kräfte und Fähigkeiten des mit ihm verbundenen Naturgeistes standen obendrein dem Rosenkreuzer zu Gebote.

3. Worauf neuere Esoteriker fußen

Obzwar selbst in Kreisen der Okkultisten das Thema „Naturgeister“ im allgemeinen höchst ungerne nur und mit vielem Widerspruch diskutiert wird, finden wir dennoch prominente Vertreter der übersinnlichen Weltanschauung darunter, die kein Hehl aus ihrer Überzeugung machen.

Helene Petrowna Blavatzky greift auf urgraue Zeugnisse zurück, denen zufolge in jenen Tagen des „großen Königs“, der betrübt war über die „Sünde der Schwarzgesichtigen“, die niederen Herren des Feuers, nämlich Gnomen und Feuer-elementale, gegen ihn, den Führer der Gelbgesichtigen, ihre magischen *Agnystra* (durch Magie erzeugte Feuerwaffen) richteten.

Ja und noch weiter geht sie zurück, bis zu jenen für uns nicht faßbaren Hierarchien, die den Auftrag erhalten hatten, den Menschen zu schaffen. Diesen halfen die Wesen der Erde den physischen Körper zu formen und ihn stufenweise zu verdichten.

Des weiteren führt Madame Blavatzky die „sprechenden Tiere“ ins Treffen, von den Schwarzmagiern einer vorsintflutlichen Zeit künstlich erzeugt und beseelt. An jedes dieser „mechanischen Tiere“ war ein Elementargeist gebunden, der seine Aufgabe als „magischer Wächter“ zu erfüllen hatte. Er warnte seinen Meister bei drohender Gefahr.

Die Verfasserin der „Geheimlehre“ bezweifelt es daher nicht, daß Simon der Magus und seine Schüler ihre von einem der Apostel scharf gerügten Zaubereien mit Hilfe von Elementarwesen vollbrachten, ebensowenig, daß Ammianus Marcellinus die Wahrsagungen der Beihilfe der Geister der Elemente (*spiritus elementorum*) verdankte.

Schließlich bedienen sich sogar die höchsten Adepten des Ostens der Elementargeister, ähnlich den abendländischen Rosenkreuzern.

Gleichfalls ein Hinweis auf die Geister der elementaren Natur ist für H. P. B. eine Äußerung *Platos* über die „unvernünftigen, ungestümen Elemente“, die aus Feuer, Luft, Wasser und Erde zusammengesetzt sind.

Ganz und gar teilt die Ansicht der großen Theosophin Dr. med. *Franz Hartmann*. Er spricht von den *Deva-Yonis*, im Vergleich mit den kosmischen Göttern Elementarwesen niederer Art, die sich der Magier unterwerfen kann. „Sie sind die Seele der Elemente, die launenhaften Kräfte der Natur, welche einem unabänderlichen Gesetze, das diesen Kräftezentren innewohnt, unterworfen sind. Ihr Bewußtsein ist unentwickelt und ihre Körper sind plastischer Natur und können eine beliebige Gestalt annehmen, je nach dem bewußten Willen desjenigen Menschen, der sich mit denselben in ‚Rapport‘ versetzt.“

Gleich den Rosenkreuzern sind für *Franz Hartmann* die Elementargeister Naturkräfte, „vergleichbar mit Licht, Wärme, Luft und Elektrizität“, blinde Werkzeuge zur Ausführung der Naturgesetze.

Ebenso pflichtet er dem bei, was wir von *Paracelsus* vernommen haben, ja sogar dessen oft bezweifelter Behauptung: die Elementargeister seien Menschen, gebären Kinder, „reden, essen, trinken und wandeln“ wie wir.

Im allgemeinen sind es „formlose lebendige Naturkräfte“, die jedoch „unter gewissen Umständen als individuelle Er-

scheinungen und Bewußtseinsformen auftreten“ können. Niemals aber dürfen wir diese Bewohner des Elementarreiches als „die äußerliche, sichtbare Verkörperung dieser ‚Elemente‘ verstehen, sondern vielmehr als deren psychische Grundlage“, gewissermaßen als deren metaphysische Substanz. Oder wie es H. P. Blavatzky ausdrückt: „Feuer, Luft, Wasser, Erde sind nur das sichtbare Gewand, die Symbole der beseelenden unsichtbaren Seelen oder Geister“; diese wiederum stellen „Zentren potentieller Lebenskraft mit darin verborgener Intelligenz“ dar.

Der Glaube an Elementarwesen findet sich überall. So sind die in vier Klassen unterteilten *Schedim* der Kabbalisten nach Dr. *Franz Hartmann* Elementargeister, desgleichen die *Daitytas* der Brahmanen, die *Bhutas* und *Devas* der Inder, die *Devs* der Perser, die *Afriten* der Ägypter, die *Jowahus* afrikanischer Stämme; auch etliche von den Griechen schlechthin als Dämonen bezeichnete Wesen zählen dazu. Von den *Devs* wäre noch zu sagen, daß man unter dieser Bezeichnung vorwiegend Wesen der Engelstufe versteht, bisweilen aber auch Naturgeister. Gleiches gilt von den *Devas*. *Hartmann* nennt noch eine besonders in Indien bekannte Kategorie von Elementargeistern, die *Madan*. Sie sind von „boshafter Art, halb viehisch, halb monströser Gestalt“. Schwarzmagier gebrauchen sie, um Mensch und Vieh zu schädigen.

Da ist einmal der „Verbrechen, Morde, frische Gräber, Schlachthäuser und Hinrichtungsstätten“ liebende *Schuldala-Madan*, halb Feuer-, halb Wassergeist, bald in diesem, bald in jenem Element hausend. Groß sind seine Verwandlungskünste. Er vermag seine Form und die der Dinge zu ändern. Gerne hilft er bei Brandlegungen und macht immun gegen Verbrennung. Gleich den kleinen Hexengeistern, den *Kutti-Schâttan*, liebt er allerlei Schabernack.

Ein böswilliger, zumeist in der Erde lebender Spukgeist ist der *Schula-Madan*, der sich, wie *Hartmann* schreibt, auf Hafnerei und Backen versteht. Diesem, Schmeicheleien und Komplimenten sehr zugänglichen Elementargeist, verdanken die Fakire ihre Wunderleistungen, ist er es doch, der einen Mangobaum in Minutenschnelle hochschießen läßt.

Ein lustiger, hilfsbereiter, dem Wasser angehörender Ko-

bold ist der *Kumil-Mâdan*, eigentlich eine Wasser um sich spritzende Undine, die dem Hydromanten das Gegenwärtige und Zukünftige entschleierte.

Ein Naturgeist herkulischen Ausmaßes ist der *Poruthu-Mâdan*, der dem Tierbändiger zur Seite steht bei der Zähmung wilder Bestien. Auch das Zustandekommen von Levitationen soll in sein Ressort fallen.

Eingehend mit der Frage der Elementarwesen hat sich auch der vor einigen Jahren verstorbene Präsident der Theosophischen Gesellschaft, C. Jinarajadasa, befaßt. Er schreibt: „Der Glaube an untergeordnete unsichtbare Arbeiter ist ebenfalls weit verbreitet, Erd- und Wasserfeen, Luft- und Feuergeister sind in der östlichen Überlieferung wohl bekannt.“

Nicht vergessen werden darf *Eliphas Levi*, der sich mit der experimentellen Seite des Problems befaßte.

4. Wie ein Seher unserer Tage Leben und Treiben der Naturgeister schildert

Erhard Bätzner, der greise Theosoph, weiß aufgrund eigenen hellseherischen Schauens über diese zumeist ins Reich der Fabel verbannten Geschöpfe äußerst Interessantes zu sagen. Sein Buch, eine wahre Fundgrube, beschränkt sich auf die Naturgeister, eine bestimmte Gruppe von Wesenheiten innerhalb des vielschichtigen Bereiches der Elementargeister. Raum und Zeit in unserem Sinne behindern die Naturgeister nicht, daher ist es ihnen möglich, mit lebenden Menschen und mit jenseitigen Wesen zu verkehren.

Ebensowenig existiert für sie ein Oben oder Unten. Keine Schwerkraft, keine irdische Materie errichtet ihnen Schranken, wohl aber die Gebilde der Äther- und Astralwelt. Trotz ihrer feinstofflichen Konstitution gleichen sie in allem und jedem dem Menschen. Bätzner steht in dieser Hinsicht auf demselben Standpunkt. Naturgeister haben nun einmal Muskeln, Knochen, Blut. Unendlich zarter, durchsichtiger natürlich, „wie feine kunstvolle Schleier“.

Die Naturgeister benötigen das Prana der Luft, den Duft von Pflanzen, Blüten und Früchten sowie die erdmagnetischen Strömungen für ihre Existenz. Allein auch vom Men-

schen fließen ihnen Energien zu in Form von Willensimpulsen, Gefühlswallungen und Gedankenströmen. Unbewußt nehmen sie diese Lebenskräfte auf und verarbeiten sie. Verbreitet über die ganze Erde ist das Geschlecht der Naturgeister. Besonders stark sollen sie sein in Ländern mit hoher Kultur; am meisten die Gnomen, die an Zahl etwa jener der Menschen gleich ist. Im Verhältnis kommen nach Bätzner auf zehn Gnomen sieben Nixen, sechs Sylphen, fünf Salamander und drei Sturmgeister.

Betrachten wir nun die Naturgeister der vier Elemente, wie sie uns der Seher vor Augen stellt.

Die Welt der Gnomen

Unter verschiedenen Namen sind die Gnomen bekannt, als Erd- und Bergeister, als Zwerge, Pygmäen, Braunies, Heinzel- und Wichtelmännchen; auch Kobolde, Satyre und Faune schließt Bätzner mit ein in diese Kategorie.

Klassifizierung

Die Gnomen — wie jede Gattung Naturgeister — unterteilt unser Seher in drei Hauptgruppen, entsprechend dem Zustande ihrer Entwicklung.

In der *ersten* befinden sich die am höchsten entwickelten Gnomen, gegenüber den anderen beiden Gruppen in Minderzahl, etwa wie bei uns Gelehrte und Künstler.

Ihre Größe beträgt achtzig bis hundert Zentimeter, bei gut gewölbter Brust und kräftigen Armen. Gebirgs Gnomen haben längere Beine als die der Niederungen oder der Ebene. Das durchschnittliche Lebensalter wird mit sechzig bis siebenzig Jahren angegeben.

Weit zahlreicher schon sind die Angehörigen der *zweiten* Klasse, freilich bedeutend weniger intelligent. An Körperlänge bringen sie es nur mehr auf fünfzig bis achtzig Zentimeter.

Zahlenmäßig am stärksten, zugleich am unintelligentesten, sind die Vertreter der *dritten* Klassengruppe. Sie stellen im Gnomenreich das dar, was bei uns die Wilden sind. Das Höchstmaß ihrer Gestalt liegt bei fünfundsechzig Zentimetern, vielfach sogar bei dreißig und darunter.

Das Durchschnittsalter beläuft sich bei Gnomen der zweiten und dritten Klasse auf vierzig bis fünfzig Jahre.

Gestalt und Aussehen

Ausdruck und Bekleidung entsprechen jeweils der Klassenzugehörigkeit. Stark ähneln die Gnomen im Aussehen den Menschen. Hier wie dort entscheiden Intelligenz und Gefühlrichtung. Es gibt schöne Gnomen mit sehr intelligenten Zügen neben einfältigen, mitunter mißgestalteten. Manche zeigen sogar „einen grotesken, tierähnlichen Gesichtsausdruck“. Die der untersten Klasse sind oft grotesk entstellt. Mißgestaltet die Arme, die Hände ohne Finger oder zur Faust verkrüppelt, überlang die Beine, die Füße pfoten-, krallen- oder hufartig. Oder der Kopf weist scharfe Kanten und Ecken auf. Knollennasen, übermäßig abstehende Ohren oder ein viel zu langer Hals vervollständigen das Bild der Häßlichkeit.

Hinzu kommt noch die staunenswerte Verwandlungsfähigkeit, die es ihnen gestattet, sich zu vergrößern oder zu verkleinern. Gnomen der ersten Klasse bewerkstelligen dies in Sekundenschnelle, die der anderen Gruppen in wenigen Minuten. Der Wahlbereich der Größenänderung schwankt zwischen dem Fassungsraum eines Blumenkelches und der Höhe einer Kirchturmspitze. Oder sie verlängern spaßes halber bloß einen Arm oder ein Bein meterlang. Plagt sie die Neugier, so dehnen sie den Hals bis zur Länge einer Riesenschlange. Selbst Kopf- und Augengröße unterliegen der Gestaltungskraft ihres Willens. Gewiß, es sind nur Ausnahmefälle, versichert Bänzner, und Gnomen der ersten Gruppe gebrauchen derlei Verwandlungskünste ausschließlich zu sachlichen Zwecken, niemals zu Unfug.

Bei den männlichen Gnomen — sie tragen in der Regel einen Vollbart — entspricht der Kopf nicht ganz der Körperproportion, meist ist er zu groß geraten. Je nach dem Grade der Intelligenz ist die Stirne hochgewölbt oder mehr abgeflacht.

Das Haar, das weder Länge noch Farbe zeitlebens ändert, ist von unterschiedlicher Beschaffenheit. Weiß, Schwarz, Braun und rötliche Nuancen dominieren.

Zumeist erfreuen sich die Gnomen einer gesunden Gesichtsfarbe. In unseren Breiten ist sie wie sonnengebräunt, noch dunkler ist sie in südlichen Landstrichen; in Afrika sogar tiefschwarz. Darüber hinaus gibt es Gnomen der verschiedensten Farbgehaltungen, selbst gelbe und grüne.

Froh blicken die hellen oder dunklen Augenpaare. Je „nach dem Grad der Veredlung und Entwicklung“ strahlen sie ein mehr oder minder starkes „grünlich-blaues Licht“ aus, das über den Kopf hinaus noch wie ein Stern leuchtet und Körper und Umgebung erhellt.

Es gibt männliche und weibliche Gnomen. Die Gnominnen, die stets um zehn bis fünfzehn Zentimeter kleiner geraten sind als ihre Männer, sind in der ersten Klasse am stärksten vertreten, am geringsten in der dritten. Die meisten Gnominnen finden sich in den hochkultivierten Ländern. In einigen Gegenden fehlen sie gänzlich. Jedenfalls ist die Zahl der Gnomen um ein Vieltausendfaches größer als die der Gnominnen.

Unentwegt verweilt die Gnomenfrau bei ihrem Manne, nie zeigt sie sich allein oder in Gesellschaft von Geschlechts-genossinnen, geschweige mit einem anderen Gnomenmann. Welch vorbildliche Frauen!

Auch Kinder besitzen die Gnomenpaare. Die Knaben der ersten Gnomenklasse sind am größten, zwanzig bis sechzig Zentimeter. Die Mädels aller Gruppen sind stets um fünf bis zehn Zentimeter kleiner als ihre Brüder und auch entsprechend zarter. Lockiges, oft bis zum Boden reichendes Haar schmückt sie. Leuchtend sind dessen Farben vom Braun bis zur hellblonden Tönung. Bisweilen kommt Rot vor, in den Tropen Tiefschwarz.

Gering nur ist die Zahl der Gnomenkinder, viele Ehepaare sind kinderlos. Vor allem die Kinder sind es, die die Verwandlungsmätzchen des Gnomenvolkes auf die Spitze treiben. Bald schrumpfen sie zur Bienengröße, bald dehnen sie sich zur Baumeshöhe, dann wiederum jagen sie in allerlei Tiergestalt herum und ahmen schreiende Menschenkinder nach und geben nicht eher Ruhe, bis sie von einem der Gnomen beruhigt werden. Gnomenkinder, so sonderbar es klingt, wachsen nicht. Wer als „Kind“ entstanden ist, bleibt Kind sein Leben lang.

Geschlechtliche Fortpflanzung ist trotz Vorhandensein von Weib und Kind im Reiche der Gnomen unbekannt. Hier freilich befindet sich Bázner im Widerspruch zu Paracelsus.

Die Tracht der Gnomen

Unglaublicher noch als das eben Geschilderte mutet die Beschreibung an, die uns Bázner von der Bekleidung des kleinen Volkes gibt. Es verfertigt diese aus Ätherstoff kraft seiner Imaginationsfähigkeit.

Man höre: Gnomen der ersten Klasse kleiden sich in samtartiges Hellrosa. Das bis zu den Knien reichende Beinkleid ist lilafarben. Die goldgelben Schuhe sind mit silberglänzenden Schnallen verziert. Eine hellrote Quaste schmückt die nach oben zugespitzte runde, lichtblaue Mütze. Die ganze Kleidung phosphoresziert.

Von geringerer Leuchtkraft sind der dunkelblaue Rock, das hellrote Beinkleid und die lilafarbene Mütze mit dunkelgrüner Quaste der zweiten Gnomenklasse.

Ganz wenig bloß leuchtet die braune oder grüne Bekleidung der untersten Gruppe mit dem kirschroten Mützchen mit rundem farbigem Knopf. Das Schuhwerk ist schwarz, verziert mit kupferfarbener Schnalle.

Zudem ist die Bekleidung auch zonenbedingt. In kalten Ländern ist sie dichter, in heißen Landstrichen hemdartig. Ferner bestimmt das Tätigkeitsfeld. Lederschurz und Bergmannstracht bevorzugen Gnomen, die in Erz- und Kohlenbergwerken arbeiten, jene in kalihaltigen Erden und Salzbergwerken dagegen weiße Blusen in Hemdform mit farbigem Band. Diejenigen, die in einsamen Gegenden hausen, kostümieren sich mittelalterlich. Gern ahmen sie die Tracht von Rittern, Ordensangehörigen oder damaligen Sektierern nach.

Außer der Kleidung kennzeichnet noch ein Abzeichen die Zugehörigkeit zur jeweiligen Klasse.

Auch die Kleiderfarbe der Gnomin ist der Gruppe angepaßt, nur hat die Bluse die Farbe des männlichen Beinkleides, der Rock die der Gnomenjacke.

Das lange Haar der Gnomenfrau hängt offen über die Schultern und wird von einem Bande, dessen Farbe wiederum der Farbenskala ihrer Klasse entspricht, festgehalten.

Gleich den Gnomen passen sich deren Gattinnen dem Charakter der Gegend und der Landessitte an. Tücher, Federn und Schmuckstücke tragen sie in Australien, folgend dem Beispiele der dortigen Wilden. Pariser Mode bevorzugen sie in Frankreich, in China die dort übliche Gewandung.

Die Kleidung der Gnomenkinder ähnelt der der erwachsenen Gnome, sie ist nur noch feiner, noch hauchzarter.

Wohnstätte der Gnomen

Gnomen leben vornehmlich in verkehrsarmen, wenig bewohnten Gegenden. Bázner nennt: „Dichten Wald, felsiges Gestein, zerrissene wilde Schluchten, größere Hügel, versteckte Gebirgsseen, idyllische Gebirgstäler“. Sehr lieben sie große Felsen, steile Bergwände, hohe Gipfel, aber ebenso einsame, von Tieren besuchte Waldquellen oder mit Wasserpflanzen bewachsene Ufer eines stillen Sees.

Sie halten sich auf nahe unter der Erdoberfläche, etwa „unter starken, knorrigen Baumwurzeln“, aber auch in größeren Tiefen sind sie tätig. In abgelegenen Gebirgsgegenden und Wäldern tummeln sich die Gnomen selbst tagsüber auf der Oberfläche.

So wie wir hindurchschreiten durch die Luft, so geht der Gnom hindurch durch Felsen und Erdreich, Türen, Fenster und Wände. Ja, im harten Felsen kommen sie sogar rascher voran als in lockerer Erde oder außerhalb dieser. Weit über dem Boden, in freier Luft können sie sich nicht aufhalten; denn diese wirkt auflösend auf sie ein. Desgleichen ist grelles Sonnenlicht für sie nachteilig, da es sie lähmt. Ihre Kräfte schwinden und der Körper verliert an Dichte. Im Winde ermüden sie rasch, sie werden träge. Noch schlimmer setzt ihnen heftiger Sturm zu, dessen Schwingungen sie sich nur ganz kurze Zeit aussetzen dürfen.

Apathisch, traumverloren sind sie zur Winterszeit, sehr tätig hingegen vor Sonnenaufgang, naht der Lenz. Jubel und Übermut erfüllt sie an schönen Frühlingsabenden bei Sonnenuntergang. Im Frühling wie im Sommer arbeiten sie tagsüber zumeist unter der Erde.

Gegenden mit schlechter Luft und Orte mit boshaften, zank-süchtigen, lasterhaften Menschen meiden sie.

Gnomen eignet ausgesprochene Heimatliebe. Voll Wehmut verlassen sie, wenn dazu gezwungen, den Ort, an dem sie sich wohl fühlten.

Der Gnomen Betätigungsfeld

„Gnomen sind Energiezentren“, daher besteht ihre Hauptaufgabe darin, „die Entwicklung der Pflanzen und Mineralien“ zu fördern, deren Gedeihen ihnen anvertraut ist.

Sie sorgen dafür, daß die feinen Verästelungen der Wurzeln die richtige Lage haben, sie leiten die Pranakraft über die Wurzeln in den Stamm, in Blütenstengel und Kelche. Diese Lebensströme, die in wunderbarem Lichte erstrahlen, ergießen sich in „kreisförmigen Wellenbewegungen durch den Stamm bis zur Krone“. Eine jede Blütendolde wird durchflutet. Grün leuchtet der Lebensstrom auf, der durch die Blätter läuft, und wird rosarot, tritt er ein in die Blüten. Die rhythmischen Wellenkreisbewegungen, die immer stärker werden, beschleunigen das Wachstum der Zelle. Sie bilden mit ihrem „mehrfarbigem wundersamen Licht“ die Aura der Pflanzen, schwingend in einem „zarten, melodienreichen Klang“, was die Gnomen mit „jubelnder kindlicher Freude“ erfüllt.

Zeitig im Frühling schon wird mit der Überleitung „von ätherisch-elektrischen Schwingungen und Kräften lebenserweckender Triebkraft“ begonnen. Neben der eigenen Kraft fügen die Gnomen noch jene der Erde hinzu. Außerdem übertragen die sie leitenden Devas auf die führenden Gnommen der ersten Gruppe besondere Kraftimpulse, diese ihrerseits wiederum bis zum untersten Arbeitsgnomen.

Wie Bänzner versichert, geht diese Übertragung mit Blitzesschnelle vor sich. Ein Umkreis von vielen Kilometern wird von ein paar Gnommen in „wenigen Sekunden und Minuten“ bearbeitet.

In gleicher Obhut unterstehen ihnen Steine, Felsen, Metalle und ganz besonders die Edelsteine, denen sie in ähnlicher Weise wie den Pflanzen ätherisch-elektrische Energieströme zuleiten, die die „Bewegungen der Atome“ anregen. Wiederum sind es Ströme kreisförmiger Wellen, die aufleuchten in herrlichsten Farben und in wundervollen Tönen erklingen.

Bei den lediglich den Gnommen der höheren Stufe anvertrauten Edelsteinen und Edelmetallen steigern sich diese Klänge zu einer wahren Symphonie von Ton- und Farbenpracht. Eine solche Tätigkeit der Gnommen nimmt eigentlich nicht wunder. Anders freilich verhält es sich, wenn uns von einem Aufgabenkreis erzählt wird, der den Schutz und die Pflege der Tiere umfaßt. So zählt zu ihren Obliegenheiten, Raubtiere durch Erzeugung astraler Schreckbilder zu verjagen, kranken Tieren Lebenskraft zuzuleiten, blinden oder verirrt den Weg zu weisen. Allein selbst das mag noch hingehen, ist ja auch das Tier ein Stück Natur, eins mit dem Großen Unbewußten, ganz Märchen wird es erst, wenn die Geister der Natur bis hinein ins Reich der Menschen wirken. Dies ist ihr drittes großes Wirkungsfeld, dem Menschen zu helfen, ihn zu beschützen vor „drohenden Gefahren und Unglücksfällen“. Im allerweitesten Sinne betätigen sie sich als unsichtbare Helferkräfte.

Das Reich der Gnommen und seine Regierung

Nunmehr steigen wir vollends ins Märchen. Was jetzt folgt, dürfte selbst bei Okkultisten von überdurchschnittlicher Glaubensbereitschaft auf einigen Widerspruch stoßen. Man höre und staune: Das Gnommenreich, den ganzen Erdball umspannend, wird von einem Kaiser regiert, dem die Gnommenkönige aller Lande unterstehen. Sie alle überragt der Gnommenweltmonarch an Weisheit, Schönheit und Kraft. Seine Gestalt, sie soll hundertsechzig Zentimeter betragen, vermag er von allen Gnommen am meisten zu vergrößern. Weiß ist das gelockte Haar, von gleicher schneeiger Weiße der spitze, bis zur Brust reichende Vollbart. Das Leuchten der lichtblauen Augen erhellt die „Umgebung auf einige Kilometer“. Der Kaiser ähnelt am meisten den Menschen. Sein rosaroter Rock mit gelber und lichtblauer Umrandung, der bis zum Knie reicht, gleicht im Schnitt einer Feldherrnuniform. Tressen, Abzeichen und strahlende ätherische Edelsteine vervollständigen das schmucke Aussehen. Silberweiß ist das Beinkleid mit goldgelber Schnalle und einem leuchtenden Smaragd obenauf. Ein langer zartlilafarbener Mantel mit Kragen und weißgelb umrandet, besetzt mit kleinen glänzenden Sternen, umhüllt die Gestalt des Monarchen aller

Gnomen dieser Erde. Niemals, so heißt es, legt er seine Kleidung ab.

Glänzenden Schmuck trägt er auf den kleinen Fingern. Das Prachtigste jedoch ist die mit funkelnden Edelsteinen ornamental geschmückte Krone. Ihre Spitze, ein goldenes Kreuz, strahlt ein überaus klares Licht aus.

Als „Widerstrahl der dem Kaiser inwohnenden Intelligenz“ flammt über seinem Haupte hellrot ein Stern, den übrigens auch die anderen Gnomen besitzen, nur von weit aus geringerer Leuchtkraft.

Die *Kaiserin*, von engelhafter Anmut, eine Schönheit im altgriechischen Sinne, weicht nicht von der Seite ihres Gemahls. Sie ist ungefähr hundertdreißig Zentimeter groß, hat üppi- ges, hellblondes, lockiges Haar. Rosafarben, von griechischer Machart ist ihr Kleid, verziert mit lichtblauen und goldgelben Stickereien. Goldgelb sind die Schuhe, goldglänzend die Schnallen, darauf „violette Steine gleich Amethysten“. Schneeweiß, feinstens bestickt, ist der Mantel. Auf ihrer Krone verbreitet ein sechseckiger Stern ein hellblaues Licht. Außerdem trägt sie ein Haarband mit eingestickten Sternchen. Schmuck ziert den Hals, die entblößten Arme und die kleinen Finger.

Kaiser und Kaiserin sind nicht nur die Fortgeschrittensten ihrer Gattung, sie sind zugleich die Edelmütigsten und Hilfsbereitesten, was man von den Herrschern der Menschenreiche leider höchst selten sagen kann.

Die Gnomen eines jeden Landes haben ihr Königspaar. Die Herrscherpaare besitzen zuweilen ein Kind, ausnahmsweise zwei. Die Gnomenkönige haben eine Größe von hundert- zehn bis hundertzwanzig Zentimetern; die Königinnen sind um zehn bis fünfzehn Zentimeter kleiner. Manche Könige tragen eine Krone. Die Kleidung entspricht der jeweiligen Landestracht.

Stets ist das Königspaar von überdurchschnittlich intelligenten, schön gekleideten Gnomen und Gnominnen umgeben. Gnomenkinder sind auch zugegen. Es sind dies die Ober- und Unterführer mit ihren Frauen und Kindern. Ihren Augen entstrahlt helles Licht.

Zumeist herrscht ein Gnomenkönig über mehrere Länder, ihm unterstehen die Gnomenführer aller Rangstufen. Die in

seinem Lande bestehende menschliche Staatsverfassung wird nachgeahmt. Nicht aber verlautet wird, ob die Gnomen in unseren Republiken Präsidenten haben, lediglich erfahren wir, daß ihnen Revolutionen fremd sind und keine sozialen Spannungen bei ihnen bestehen. Willig gehorcht der Gnom der unteren Klasse dem der höheren. Verfassungen erläßt der Kaiser, die Weisungen hierzu erhält er von höheren Devas, deren Aufgabe es ist, die Evolution der Gnomen zu leiten.

So ist alles wohlgeordnet im hierarchischen Aufbau. Der Kaiser befiehlt den Königen, diese den Ober- und Unterführern jeder Klasse, unter deren Leitung sämtliche Gnomentypen vertreten sind, vom edlen, vornehmen, taktvollen Gnomen der ersten Klasse bis hinab zu den plumpen, ausgelassenen, törichten und derbdrolligen Burschen der untersten Schicht, wo ausgesprochen faule Elemente sich herumtreiben. Der Kaiser erkennt die Gesinnungsart eines jeden Gnomen an der *Aura*. Bis zu einem gewissen Grade ist dies auch den Königen, Führern und anderen sehr intelligenten Gnomen, ja sogar Gnomenkindern, möglich.

Die stärkste und strahlendste Aura besitzt natürlich das Kaiserpaar. Sie glänzt in Rosa und feinstem Himmelsblau und Smaragdgrün, darin „melodienreiche Töne“ erklingen. In der Regel hat die Aura der Gnomen das Dreifache der Körpergröße. Verlängern sie ihren Körper, so strahlt die Aura um so stärker, verblaßt aber zusehends, je mehr sie diesen willentlich verkleinern, wodurch zugleich deren Klang abnimmt. Je stärker, je strahlender die Aura, desto reiner ihre Farben, desto melodischer ihre Töne.

Bei den Gnomen der ersten Klasse leuchtet die Aura in zartem Rosa oder lichtem Blau; bei denen der Mittelstufe blaugrün, und grünrot, mitunter braun bei den Angehörigen der dritten Gruppe.

Das Reich der Gnomen: Spiegelbild des Menschenreiches

So wenigstens nach Erhard Bätzner. Stark beeinflusst sie das Denken und Tun der Menschen. In allem ahmen die Gnomen menschliche Gepflogenheiten nach. So haben sie in ihrem Reiche Schulen und andere Bildungsstätten, selbst solche, die den Künsten dienen, immer ent-

sprechend dem Kulturcharakter des Landes, in dem sie leben. Wie kurios es auch klingen mag, sie haben Lehrpersonen, Beamte, Geistliche, Ärzte, Ärztinnen, Forscher, Philosophen, Künstler und Künstlerinnen.

Der höhere Gnom belehrt den weniger Fortgeschrittenen, der Gnomenmann die Gnomenfrau.

Ihre Schulräume, in ätherischer Form natürlich, befinden sich unter großen Felsen oder unter architektonisch schönen Gebäuden. Auch im Freien, auf einsamer Waldlichtung zum Beispiel, wird im Dämmer des Morgens oder Abends unterrichtet.

Durch Belehrung nehmen sie an Intelligenz zu. Das setzt sie instand, aufzusteigen in die nächste Klasse, ja sogar zur Führerschaft.

Der Unterricht ist theoretisch wie praktisch. Außer von den hierfür bestimmten Lehrern werden sie von höheren Naturwesen unterwiesen in der Pflanzen- und Mineralkunde, in Chemie und Technik, in den Künsten, in Magie und Religion. Letztere entspricht der religiösen Gesinnung der Bewohner des jeweiligen Stammlandes. Ferner werden sie belehrt, wie sie sich zu verhalten haben bei Krankheiten der Menschen und wie Unglücksfälle zu verhüten sind.

Die klugen Gnomen ahmen den Menschen nach in seinen Vorzügen, die primitiven äffen ihn nach in seinen Schrullen, Gewohnheiten und Schwächen. Sie bilden sich ganz einfach ein, seine Nöte belästigten auch sie. Weilen sie in der Nähe eines Menschen, den der Zahnschmerz plagt, so binden auch sie sich sofort die Backen ein und lassen sich von ihren Genossen und Frauen trösten.

Ist der Mensch lustig, sind sie sogleich guter Dinge, ist er verstimmt, übellaunig, traurig, so ist es um die Fröhlichkeit des kleinen Volkes geschehen. Mit dem Menschen leiden sie Hitze und Kälte und alle Unbill.

Gnomen schlafen nicht, denn „sie gehören nur einer einzigen Bewußtseinsebene an und vermögen sich nicht, wie der Mensch, der auch auf anderen Ebenen tätig sein kann, in höhere Bewußtseinsbereiche zu erheben, wie es der Mensch im Schlafe tut“. Sie täuschen jedoch einen Schlafzustand vor, indem sie sich in Betten legen, die sie mittels ihres Vorstellungsvermögens anfertigen.

Im Gegensatz zu Paracelsus betont Bätzner ausdrücklich, daß Gnomen weder essen, trinken noch atmen. Auch diese Gepflogenheit der Menschen täuschen sie bloß vor.

Von allen Naturgeistern nehmen sich die Gnomen unser Gesellschaftsleben am meisten zum Vorbild, daher das vorbildliche Familienleben der führenden und höherstehenden Gnomen. Wobei die Bemerkung erlaubt sei, daß sie sich sehr wahrscheinlich nur die brauchbarsten Exemplare der Spezies Mensch zur Nachahmung auswählen. Niemals sind sie untreu, selbst in Ländern nicht, wo bei den Menschen Polygamie herrscht. (Wie denn auch?)

Unter der Erdoberfläche erbauen sie, entsprechend ihrer Größe, Häuser, Ortschaften, ganze Städte, durchweg ätherischer Struktur. Weniger jedoch unter unseren Großstädten; denn zu sehr beeindruckt sie die Ausstrahlung menschlicher Gedanken und Wünsche.

Niederer Denken, zügellose Leidenschaften, üble Taten verschlechtern den Charakter der unteren Gnomengruppe. Ebenso steckt sie der Müßiggang arbeitsscheuer Menschen an. Besonders unter den Gnomen der letzten Klasse gibt es viele, die von nutzbringender Arbeit und vom Lernen nicht viel halten, daher weit lieber spielen oder Unfug treiben. Es gibt regelrechte Faulpelze unter ihnen, die das gedrittelte Tagesmaß: Arbeit, Belehrung, Spiel, nicht beachten.

Dafür sind die besser entwickelten Gnomen um so eifriger. Sie besuchen — man lache bitte nicht — Kinos, Theater, Konzerte, Kunstausstellungen, Museen, Kirchen. Dies auch nachts.

Gern tollen sie herum mit den Menschenkindern in Schulen und Waisenhäusern oder trösten und pflegen die Insassen von Krankenhäusern.

Außerordentlichen Spaß bereitet ihnen die tägliche Spielzeit. Fröhlich singend und musizierend kommen sie dann hervor an die Erdoberfläche, wo sie Reigen und andere Spiele auführen. Häufiger noch amüsieren sie sich unter der Erde, unter Felsen, Gärten und Parkanlagen. Sie lieben die Lieder und die Musik der Menschen. Auch unsere sonstigen künstlerischen und sportlichen Darbietungen sind ihnen Vorbild. Mit Vorliebe spielen die Gnomen mit Kindern, die einen der kleinen Männer zuweilen sehen; womit aber nicht gesagt

ist, daß nur ein Gnom zur Stelle sei, falls einer bloß gesichtet wird. Fast immer sind ihrer mehrere zugegen, die anderen haben eben ihren ätherischen Leib noch nicht genügend verdichtet.

Arbeit wie Spiel geht gruppenweise vor sich. Arbeitsgruppen werden vom Gnomenkönig zusammengestellt, bisweilen sogar vom Kaiser selbst, den seinerseits wiederum Devas dazu anleiten.

Gnomenfrauen und -kinder haben mitunter Freunde, doch höchstens deren zwei. Gerne lauschen die Gnomenkinder den Menschen Geschichten, Sagen und Märchen ab, die sie dann weitererzählen oder, noch lieber, als Gedankengemälde projizieren.

In der Regel ziehen Frauen und Kinder das Spiel der Arbeit vor, verweilen aber stets in der Nähe des Mannes, wenn dieser tätig ist oder Belehrung empfängt.

Spiel stärkt die Gnomen, denn sie ermüden bei angestrenzter Tätigkeit genau wie wir. Sie lösen sich dann ab und gehen meist darauf tiefer ins Erdinnere, um erdmagnetische und elektrische Ströme aufzunehmen, zudem wird dort Äthermaterie an sie abgegeben. Wo es der landschaftliche Charakter erlaubt, begeben sie sich danach auf einen hohen Berg, woselbst „sie in Berührung mit Sylphen, Devas und hohen Wesen kommen“, an deren kraftvollen Schwingungen sie sich stärken.

Es leben aber auch Einzelgänger, ausgesprochene Eigenbrötler, unter ihnen, die sich von allem und jedem fernhalten.

Festzeiten der Gnomen

Nicht nur politisch, im Staats-, Partei- und Vereinswesen folgen die Gnomen dem Beispiel der Menschen, sie beachten auch die religiösen und nationalen Feiertage ihres Gastlandes.

Freudig, ausgelassen feiern sie bei uns Neujahr, Ostern und Pfingsten. Würdigen Ernst tragen sie zur Schau zu Weihnachten, und Trauer erfüllt sie am Karfreitag.

Desgleichen beteiligen sie sich an internen Familienfesten, wenn sie in der Nähe von Menschen wohnen, die solche begehen. Aber sie haben auch ihre eigenen Feste.

Ihr Hauptfest fällt in die erste Februarhälfte, das sie auf Veranlassung der sie leitenden Wesenheiten begehen. Aus allen Teilen der Erde strömen die Gnomen herbei; unter einem Felsengebirge, dessen Lage Bázner nicht näher bezeichnet, treffen sie sich. Tagelang wird gefeiert. Der Kaiser persönlich hält „begeisterte Ansprachen und Vorträge“. Er belehrt, gibt Anregungen und Anweisungen, prüft, befördert, löst Arbeitsgruppen auf, stellt neue zusammen.

Festlich feiern ferner die Gnomen Frühlingsanfang, Sommersonnenwende, die Herbsttages- und Nachtgleiche sowie die Wintersonnenwende.

Die Örtlichkeit dieser Feste richtet sich nach der Heimatgegend. Bevorzugt werden stille Gebirgstäler, dichte Waldungen, die Gipfel oder das Innere mächtiger Gebirgszüge. Musik und Tanz fehlen hierbei nie, ebensowenig Belehrung. Vornehmlich beim Frühlingsfest halten Gnomenführer Vorträge über die Gesetze der Natur, die zum Teil im Bilde vorgeführt werden.

Hoffentlich sind mir bis hierher alle meine Leserinnen und Leser gefolgt. Wahrlich, es ist des Unglaublichen übergenug; allein es sind die Erfahrungen eines ernsten Sehers, an dessen Berichte ich mich streng gehalten habe und weiterhin halten werde. Wachträumer mag ihn der Psychologe nennen, einen Bewußtseinszustand dabei im Auge habend, der möglicherweise für *Bruchteile von Sekunden Wachsein vom Wachsein trennt*, so daß sich der Träumer seiner Traumvision als solche gar nicht bewußt wird und sie für reale Wirklichkeit hält. Womit das Problem der Naturgeisterschau psychologisch gelöst wäre.

Die Welt der Nixen

Gleich den Gnomen, die die Kräfte des Elementes Erde verkörpern, sind die Wasserjungfrauen oder Undinen Ausdruck der Elementarkräfte des Wassers.

Klassifizierung, Gestalt und Aussehen

Gemäß ihrer Intelligenz unterteilen sich die Nixen ebenfalls in drei Hauptgruppen. Die Größe in der obersten Undinenklasse erreicht ein durchschnittliches Maß von eineinhalb

Metern, in der untersten Gruppe sinkt sie ab bis zu hundertdreißig Zentimetern.

In ihrem Ermessen liegt es, den Körper um das Doppelte zu verlängern oder auf die Hälfte zu verkürzen. Vermöge eines starken Willensimpulses können sie sich blitzschnell in eine andere Gestalt verwandeln.

Undinen sind sehr menschenähnlich. Einige von ihnen allerdings gleichen „mehr einem Fisch oder einem anderen Meeresbewohner als den Menschen“. Zumeist aber haben sie einen „jungfräulich-weiblichen Körper“; es finden sich aber auch solche, deren Beine und Füße eher Fischflossen ähnlich sind. Anderen wiederum fehlt der weibliche Unterleib ganz, an dessen Stelle ein regelrechter Fischschwanz sich vorfindet. Mitunter ist auch der menschliche Teil ihres Körpers, Brust, Rücken, Arme, mit Schuppen besät. Mißbildungen wie bei den Gnomen kommen äußerst selten vor.

Merkwürdigerweise sollen diese bisweilen zauberhaft schönen Wasserfrauen, denen die Zeit nichts anzuhaben vermag, ungeschlechtlich sein. Kinder fehlen gänzlich. Desgleichen stellt Bätzner männliche Nixen in Abrede. Hier scheint mir denn doch eine Lücke zu sein. Wo bleiben die Kühleborns, die Nöcks, die Nickelmänner?

Am zahlreichsten, schönsten, obzwar am kleinsten, sind die Nixen draußen im freien Meere. Am größten, sehr muskulös, weniger beweglich als die übrigen, sind die bräunlich-roten Wasserjungfrauen des Meeresbodens. Derb ist ihr Gesichtsausdruck, von tiefschwarzen Haaren umrahmt. Weiblicher hingegen ist das Antlitz, schlanker der blau-grün schillernde Leib, der in den mittleren Tiefen lebenden Undinen. Von berückender Schönheit, rosiger Frische werden uns die dunkelblonden der Meeresoberfläche geschildert, deren lichtblaue Augen hellfarbiges Licht ausstrahlen. Lockig ist das Haar der Nixen. In üppigen Strähnen fällt es über Schultern und Rücken. Dunkler ist es im allgemeinen bei den tieferen Schichten der Binnengewässer lebenden, hellblond bei denen der Oberfläche. Hat das Wasser eine bestimmte Färbung, so zeigt auch das Nixenhaar diese Nuancen. Weißes oder graues Haar jedoch soll es nicht geben.

Lieulich, graziös ist die Haltung der fortgeschrittenen Nixen, edler Ernst paart sich mit „sprühender kindlicher Freude“.

Bekleidung irgendwelcher Art ist den Nixen fremd. Lediglich auf dem Haupte tragen sie einen blütenkranzähnlichen Schmuck, silbern oder golden, auch glänzende glasähnliche Gebilde, naturalistisch oder ornamental in der Form. An den zierlichen Fingern prangen Ringe.

Anmutig, spielerisch tummeln sie sich unausgesetzt in und über dem Wasser, führen Tänze auf und schlingen ihren Reigen über Wellenberg und Wellental, woran sich bisweilen auch die Nixen der tieferen Wasserschichten beteiligen.

Dabei geht ein Leuchten von ihnen aus von einzigartiger Schönheit, entsprechend ihrer Klasse und ihrem Aufenthaltsort.

Größer, strahlender als bei den Gnomen ist ihre das Fünffache der Körpergröße überragende *Aura*. Die Führerin beurteilt die ihr unterstellten Nixen nach Aurafarbe und Aura-klang.

Zartes Rosa schimmert in der Aura der Führerinnen. In der Entfernung nimmt sie sich aus wie leuchtendes Blau und smaragdnes Grün. In hellem Grün und lichtem Blau strahlt die Aura der Nixen erster Klasse. Wundervolle Klänge, gleich tiefem Orgelklang, dringen aus ihr. Nicht ganz so wohlklingend tönen die Auren der zweiten und dritten Nixenklasse, die in den Schattierungen von Dunkelblau aufleuchten.

Nixen bringen es nach Bätzners Angabe höchstens auf fünfzig bis siebzig Lebensjahre.

Wohnstätten der Nixen

Das Meer mit seinen endlosen Flächen und Tiefenschichten haben wir bereits erwähnt; hinzu kommen noch stille Buchten, abgelegene kleine Inseln, Riffe und Bänke.

Auf dem Binnenlande bevorzugen Undinen vor allem Wald- und Bergseen in idyllischer Lage, desgleichen Staubecken, Wasserfälle, verborgene Quellen und tiefe, nicht reißende Bäche. Weniger gern halten sie sich auf in seichten Gewässern. In Strömen und Flüssen nur dann, wenn diese nicht durch Säuren und andere ätzende Chemikalien verunreinigt sind. Des weiteren stören sie großer Schiffsverkehr und die Nähe von Industrieanlagen. Fischfang ist ihnen ebenfalls ein Greuel. Ebenso meiden sie vulkanische Gewässer.

In Gewässern, auf denen lebhaftes Treiben herrscht, halten sie sich tagsüber in der Tiefe auf, von wo sie erst gegen Abend auftauchen. In sternklaren, mond hellen, warmen Nächten drehen sie gerne ihren Reigen an schönen Ufergründen. Dämmt der Morgen, tauchen sie wieder hinab ins dunkle Naß. Viel Spaß bereiten ihnen klappernde Mühlenräder, auf denen sie lustig mitkreisen. Oft spielen die Nixen, vor allem die des Ozeans, stunden-, selbst tagelang auf den Wellen, hinabtauchend, jauchzend in die Luft schießend. Ruhiger verhalten sich die kleinen Nixen. Bei klarem Wetter sitzen sie auf den Schaumkronen und lassen sich schaukeln oder sie spüren den Fischen in ihren Verstecken nach.

Zuweilen schwimmen diese lieblichen Wassergeister um die Wette oder sie ziehen Schiffen, mit fröhlichen Menschen an Bord, nach. In der wärmeren Zeit schweben sie über den Wassern. Melodische Gesänge und überirdisch schöne Reigen vervollständigen das liebliche Märchen.

Spielen stärkt sie. Übermüdung kennen sie nicht. Wasser und Luft leiten ihnen ständig elektrische Kräfte und andere Energieströme zu, die sie jubelnd wieder ausschwingen. Dieses fortwährende Aufnehmen und Austausch von Vitalkräften steigert ihr Lebensgefühl, was sich in kindlicher Glückseligkeit äußert.

Starke Antriebskräfte empfangen sie ferner von harmonisch gestimmten Menschen; sehr störend dagegen sind für Undinen egoistische sowie alle anderen niederen Willensstreben.

Am Tage erscheinen sie schon deshalb sehr selten, weil die vom Sonnenlicht erfüllte Luft destruktiv auf ihre Ätherform einwirkt. Dem Sturm freilich auf wildwogendem, nächtigem Meere sind sie nicht abhold. Sich wiegend auf schaukelnden Wellenbergen necken sie die Sturmgeister, die lüstern wie vergeblich nach den schönen Mädchen greifen.

In der Erde — sie dringen nur ein, wenn es gilt, einem Gnomen oder einem Tiere beizustehen — halten sie es bloß Sekunden, im Höchsfalle wenige Minuten aus. Es ergeht ihnen da so, wie uns in ihrem Element.

Nixen sind schneller als die Fische, denen sie sehr zugetan sind. Oft flüstern sie ihnen Zärtlichkeiten zu oder sie streichen auf deren Rücken durch die Wogen.

Ortswechsel stimmt die Nixe traurig. Lange noch zittert das Heimweh in ihr nach. Ausnahme mag sein, wenn eine starke Zuneigung zu einem Menschen oder einem anderen Naturwesen sie fortzieht. Führinnen müssen mitunter ihren Wohnsitz aufgeben, um anderswo die ihnen zugewiesene Aufgabe zu erfüllen. Aus abflußlosen Seen wandern Nixen in der Regel nicht ab.

Im Frühling ist alles eitel Jubel bei ihnen, im Winter leben sie vorwiegend auf dem Grunde der Gewässer oder sie suchen wärmere Gegenden auf.

Der Nixen Betätigungsfeld

Aufgabe der Nixen ist es, allem im Wasser Befindlichen, Pflanzen, Tieren, Mineralien, ätherisch-elektrische Imponderabilien zuzuführen. „Sie leiten Lebensströme durch die Gebilde hindurch, die in rhythmischer, kreisförmiger Wellenbewegung durch sie schwingen und die Aura in wundervollem Lichte erstrahlen lassen.“

Außer den Blüten der Wasserpflanzen wenden sie ihre besondere Sorgfalt Muscheln und Korallen zu. Seepferlmuscheln hüten sie ganz besonders. Zu ihren Schützlingen zählen ferner alle Wassertiere, die Räubern ausgesetzt sind. Dem Raubzeug entziehen sie Energieströme oder sie halten es mittels ausgesandter Energieschwingungen von der Beute fern.

Auch die Nixen werden von Devas belehrt, wie sie Mineralien, Pflanzen und Tiere zu betreuen haben und den Menschen beistehen können.

In malerischen Buchten sowie auf Inselchen geben die Führerinnen der Meeresnixen Unterricht. See-, Strom-, Fluß-, Bach- und Quellnixen wählen dazu verborgene Uferstellen, abgelegene Wiesentäler, bisweilen einen aus der Tiefe ragenden Felsen.

Der Unterrichtsstoff umfaßt Pflanzen- und Mineralkunde, Chemie, Technik, Fragen der Organisation, der Psychologie, Religion und natürlichen Magie.

Selten arbeitet eine Nixe allein. Gewöhnlich sind sie innerhalb ihrer Klasse in Gruppen, Untergruppen und Kreise aufgeteilt. Jeder dieser Gemeinschaften obliegen besondere Aufgaben.

Gehorsam folgt die Nixe ihrer Führerin, der sie unbedingt vertraut, diese wiederum dem ihr vorgesetzten Deva. Befreundete Nixen arbeiten zumeist zusammen. Zu natur- und vor allem wasserliebenden Menschen zieht es sie gleichfalls hin. Besonders zugetan sind sie Kindern und Gnomen.

Auf Weisung höherer Wesenheiten stehen sie dem Menschen bei. So veranlassen ihre Gedanken, den von seinem Kurs abgeirrten Kapitän, den rechten Weg einzuschlagen. Ihre Schwingungen stärken die auf hoher See Ertrankten. Singend umkreisen sie Sterbende, sie schützend in ihre Aura hüllend und sie hinübergeleitend ins bessere Sein. Ja, Nixen sollen sogar imstande sein, soweit ihren Körper zu verdichten, um Ertrinkende so lange über Wasser zu halten, bis Rettung da ist.

Von einem Herrscher, von Verfassung, staatlichen Einrichtungen und ähnlichem, wie bei den Gnomen, erfahren wir bei den Nixen und den übrigen Naturgeistern leider nichts von Erhard Bätzner.

Festzeiten der Nixen

Auch bei den Undinen fällt das Hauptfest des Jahres in den Monat Februar. Es währt einige Tage und wird begeistert gefeiert unter Wasser und an „steilen Felsenufeln und Felsenriffen“.

Menschen wie Gnomen Abgelauchtes wird dargeboten. Belehrung fehlt ebensowenig. Neues wird angeordnet, Beförderungen werden ausgesprochen.

Mitgefeiert werden aber auch die Festlichkeiten der Bewohner der Inseln, Küsten- und Flußtäler, in deren Nähe sich die Nixen aufhalten.

Bevorzugt für die Feier werden sternklare Nächte. Draußen auf dem Ozean wird bei ruhigem Wogengang tags gefeiert. In der Mitte der festlichen Gruppe steht die Führerin, die den Reigen leitet.

Bisweilen ziehen die Wasserfrauen in feierlichem Zuge am Ufer dahin, ehe sie bei weihevolem Gesange ihre unirdisch anmutenden Tänze schlingen. (Nebenbei mag sich jetzt die Frage aufdrängen, wie sich die flossen- und schwanzbehafteten Nixen hierbei bewegen.)

Jedenfalls bilden die Nixen — wie sich Bätzner wörtlich aus-

drückt — „ein Volk fröhlicher Wesen, deren Leben und Treiben in heiterem, sorglosem Spiel und kindlicher Glückseligkeit verklingt und ihrem Dasein das Gepräge einer lichtvollen Schönheit verleiht“.

Von ihrem dämonischen Aspekt, von den tückischen Loreleys, von den Scharen krallenbewehrter Sirenen freilich schweigt unser Seher.

Die Welt der Sylphen

In den Sylphen, er nennt sie auch Elfen, sieht Bätzner das Zwischenglied zwischen den niederen Naturgeistern und jenen der höheren Astralwelt sowie der unteren Devachan-Ebene, einer bestimmten Gruppe von Kama- und Mental-Devas. Unser Gewährsmann schreibt ihnen größere Fähigkeiten als den Gnomen, Nixen, Salamandern und Sturmgeistern zu. Obschon sie keine Individualitäten in unserem Sinne sind, sollen sie dennoch an Intelligenz alle Tiere, selbst viele Menschen sogar, hierin überragen.

Klassifizierung, Gestalt und Ausdruck

Die Sylphen werden uns am menschenähnlichsten und von geradezu idealer Schönheit geschildert. Obzwar geschlechts- und kinderlos wie die Nixen, haben auch sie weibliche Körper; jugendfrisch, im Aussehen erwachsenen Mädchen gleichend, leuchtet er in „reinem Blütenrosa und Weiß“. Desgleichen erhellen die himmelblauen Augen, wohin sie blicken, die Umgebung. Prächtige Haarsträhnen — lichtblond bei Sylphen der ersten Klasse, dunkelblond bei den Angehörigen der zweiten, schwarzbraun oder schwarz bei den der dritten — hüllen den Rücken.

Die Körpergröße schwankt nicht nur nach der Klassenzugehörigkeit, sie richtet sich auch nach der Gegend, in der sich die Sylphen aufhalten. Bei denen der ersten Klasse beträgt die Durchschnittsgröße hundertfünfzig bis hundertsechzig Zentimeter, hundertfünfunddreißig bis hundertfünfzig bei Vertretern der zweiten, hundertzwanzig bis hundertfünfunddreißig Zentimeter der dritten Klassenordnung.

Die schönsten Sylphen, verhältnismäßig am kleinsten, finden sich in Flachlandschaften, größer durchwegs und kraftvoller

im Ausdruck sind die der Gebirgsgegenden, am größten und kräftigsten diejenigen, die über dem Meere dahinschweben, nur sind deren Gesichtszüge nicht ganz so anmutig wie die ihrer Schwestern.

Sylphen vermögen ihren Körper, der aus Astralmaterie geformt ist, sich aber mit Ätherstoff vorübergehend bekleiden kann, erheblich zu verlängern oder bis zur Winzigkeit einer Elfe zu verkürzen.

Eine rosafarbene *Aura* von zehnfacher Größe der normalen Körpergröße — aus der es wie „fröhliches Kinderlachen“ klingt — umhüllt die Sylphe. Weit herrlicher noch an Farbe, Leuchtkraft und Klang ist die *Aura* der Führerinnen, in deren beglückender Nähe alles irdisch Begehrenhafte ohnmächtig dahinschwindet.

Das Durchschnittsalter der Sylphen schwankt zwischen fünfzig und siebzig Jahren.

Bekleidung der Sylphen

Nicht mehr als ein durchsichtiger Schleier, auf dem Gold- und Silberstickereien glänzen, umschließt den nackten Leib. Seine Farbe richtet sich nach Klasse und Gegend. Sie schwankt vom Blütenweiß über Himmelblau zu Grün und Rot. Ein Schmuckstück hält den Schleier der Führerinnen zusammen.

Das Haar hält ein mit ornamentalen Stickmustern verziertes Band. Dieser Kopfschmuck — gelb, rosa, blau, grün, lila oder rot — ist zugleich „Merkmal der Klassenzugehörigkeit“; edelsteingleich entstrahlt seiner Mitte ein heller Schein. Die Sylphenführerin krönt ein in allen Farben leuchtender „diamantähnlicher Schmuck“, an ihrem Halse glänzt ein einer Perlenkette ähnelnder Zierrat. Wundervolle Edelsteine schmücken die Finger. Alles Geschmeide besteht aus verdichteter Astralmaterie.

Überirdisch schön ist das vom Kopf in Form eines Sechsecks ausstrahlende Licht, das bei jeder Sylphe andere Farbnuancierungen aufweist. Von allen Leuchtphänomenen, die von ihnen ausgehen, eignet dem Sechsstern die intensivste Kraft. Astral erhellt er nicht bloß den Wohnraum, den die Sylphe betritt, das ganze Haus ringsum ist in strahlende Helle getaucht. Die Schönheit und das Leuchtvermögen der

Oberführerinnen soll von einer derartigen Formenfülle, einer derartigen Farbenpracht sein, daß jeder irdische Vergleich zuschanden wird.

Wohnstätten der Sylphen

Obzwar die Luft ihr Element ist — Bätzner bezeichnet sie geradezu als deren Verdichtung —, sind sie befähigt, sich ebensogut in jedem anderen Element zu betätigen. Sie sind die gewandtesten und weisesten unter den Naturgeistern, denen Gnomen wie Nixen unbedingt gehorchen. Salamander und deren verzehrendes Element haben keinerlei schädigenden Einfluß auf sie.

Sylphen stellen „eine höhere Stufe der Veredlung“ dar, daher öffnet sich ihnen als einzigen unter den Naturgeistern das Astralreich bis zum Sommerland der Spiritisten.

Vorwiegend jedoch leben sie im Luftbereich aller Erdteile, in Mitteleuropa dort, wo es die meisten Gnomen gibt. In der Nord- und Ostsee sind sie die ganze Nacht über dem Wasser. Während des Tages befinden sie sich in der Erde, mit Vorliebe unter Felsengebirgen, Bergseen, Strömen, Flüssen, unter Meeresdünen, dichten Wäldern, schönen Garten- und Parkanlagen.

Seltener kommen sie tags an die Oberfläche und dann meist nur zur Frühlingszeit, wo sie dann fernab gelegene Waldlichtungen aufsuchen.

Nachts dagegen bevölkern sie Gebirgstäler, Wälder, Wiesen, Haine, Blumenanlagen. Geleitet von ihrer Führerin drehen sie ihren unbeschreiblich herrlichen Reigen, begleitet von mehrstimmigem, zauberhaftem Gesang.

Auch unter der Erde spielen sie gerne. Manches ihrer Spiele ist Kindern abgelauscht, deren Nähe sie lieben. Niemals artet bei ihnen Frohsinn in Übermut oder gar Zügellosigkeit aus. „Ihre Spiele erzeugen in der ganzen Umgebung eine lichte Sphäre und lösen stärkende Strömungen und freudige Schwingungen aus.“

Mit Tieren spielen sie nicht, dazu sind sie zu ernst, jedoch bereitet es ihnen Freude, wenn Gnomen und Nixen sich der Tiere annehmen.

Vivisektionsräume, Schlachthäuser, Gefängnisse, Kneipen, wie überhaupt Orte, wo rohe, begierdenhafte Menschen ver-

kehren, fliehen sie. Niedere Gedankenschwingungen sind ihnen ein Greuel. Sumpfige und tiefgelegene Gegenden meiden sie ebenfalls, nicht minder große Erdtiefen sowie höhere Luftregionen, Wohnbereiche anderer Wesen.

Unwetter, Regen, Schnee oder Sturm „ist ihrer zarten ätherischen Körperhülle unzutraglich“, desgleichen grelles Sonnenlicht. Klimatische Unbilden zwingen sie, schleunigst unter der Erde Schutz zu suchen.

Sylphen sind nicht so seßhaft wie Gnomen oder Nixen. Ihre Neigung zu Mensch und Tier bestimmt sie, zuweilen ihren Aufenthaltsort zu wechseln. Allein sie kehren immer wieder zu ihrem Heimatort freudig zurück.

Der Sylphen Betätigungsfeld

Jeder Gruppe ist ein spezielles Betätigungsfeld zugewiesen und steht unter der Obhut einer Sylphenführerin; einer Anzahl dieser wiederum erteilt eine Oberführerin ihre Anweisungen. Diese, oft Königin genannt, wird unterwiesen von einem Deva.

Zur Winterszeit werden die Sylphen geschult unter Bergen und Hügeln, in den warmen Jahreszeiten auf blumenreichen Wiesen oder in dichten Wäldern. Gleich Gnomen und Nixen werden sie unterrichtet in Pflanzenkunde, Chemie, Psychologie, natürlicher Magie, in Organisation, Kunst und Religion, ebenso wie sie Tieren und Menschen beizustehen haben; dies alles jedoch viel umfassender, um vieles an Wissen reicher. Allein schon ihre astrale Natur gestattet ihnen, eine „weit ausgedehntere Tätigkeit zu entfalten, als die Gnomen“, mit denen sie gemeinsam die Formen der Mineralien und besonders gerne die der Edelsteine vervollkommen, wobei ihre freudige Begeisterung viel dazu beiträgt, die trägen Schwingungen der Materie zu beschleunigen.

Die aurische Strahlkraft der Sylphen stärkt nicht nur den Wachstumsverlauf im Bereiche der Mineralien, sondern fördert in hohem Maße den Wuchs im Pflanzenbereich; selbst Tier und Mensch ziehen Nutzen daraus.

Mehr noch als Nixen und Gnomen geben sie „den Lebenskeimen Antrieb und Kraft“. Sie leiten „ätherisch-elektrische Ströme und Schwingungen in die Pflanzen und Früchte“. Lebhafter leuchtet die Pflanzenaura in Sylphennähe.

Nicht größer als ein Schmetterling, als winzig zierliches Elfelein, streicheln sie liebevoll die Blütenknospe und hauchen sie an, wodurch die Ätherströme von der Wurzel her in stärkere Wellenbewegungen versetzt werden, so daß diese in Ästen, Zweigen, Blättern und Blüten lebhafter kreisen, wobei sich ein „Sprühregen von Lichtfunken“ aus dem Blütenkelch ergießt.

Dann ihre Gestalt wieder gewaltig vergrößernd, umschlingen sie riesenhaft die knospenden Obstbäume. Baum samt Sylphe erstrahlen wie eine mächtige Leuchtkugel weithin, und „gleich einem hochkünstlerischen Konzert erklingen nun alle Knospen des Baumes, während die Sylphe mit ihren Händen die Gipfel umschließt“.

Mit Vorliebe betreuen sie kostbare Blumen und seltene Bäume. Sorgfältig richten sie die Blütenstengel, damit das Sonnenlicht leichter Zugang hat.

Höhere Wesen leiten sie dabei, „die durch die Sylphen noch besser als durch Gnomen und Nixen wirken können“.

Traurig stimmt die Sylphe im Herbst die Hauch der Vergänglichkeit, mehr noch leidet sie, wird einem ihrer Pflügel Schade zugefügt.

Mitunter ist sie genötigt, um das Leben bei Pflanze oder Tier zu fördern, ihre Tätigkeit im Verein mit Gnom oder Nixe zeitweilig unter der Erde oder im Wasser zu entfalten. Sylphen sind es oft, die die Erd- und Wassergeister veranlassen, in Not befindlichen Tieren beizustehen, aber auch der hilfebedürftigen Menschen. Zu letzteren fühlen sie sich ganz besonders hingezogen. Will man Bärner Glauben schenken, dann sind sie es, die das Gros im Heere der unsichtbaren Helferkräfte stellen. Ständig sind die Sylphen um das Wohl der Menschheit besorgt. Ihre Anwesenheit steigert die Tugendkräfte. Niedere Wesen weichen vor den Sylphen zurück, da sie Gefahr laufen, sich in deren „hohen lichtvollen Schwingungen“ aufzulösen.

Besonders um die Kinder sorgen sich die Sylphen. Sie sind deren wahre Schutzengel in unzähligen Fällen. An einsamen Orten sollen sie schon oft von verirrtten oder sonstwie gefährdeten Kindern gesehen worden sein.

Werdende Mütter schirmen sie gegen schlechte Einflüsse ab. Leidende trösten sie durch „reine und beruhigende Schwin-

gungen“, sie erwecken in ihnen neues Hoffen, spenden ihnen Lebenskraft und Lebensfreude. Kranken legen sie die Hände auf, ermutigen sie durch frohe Bilder; Sterbende erquicken sie mit zauberhaften Gesängen, halten böswillige, odzehrende Wesen von ihnen fern, rufen helfende herbei. Die freigewordene Menschenseele führen sie „in den jenseitigen Welten von Schönheit zu Schönheit“.

Kinder und Erwachsene belehren sie, indem sie sich mit deren Ätherleib im Schlafe verbinden. So mancher schöne oder zielweisende Traum hat eine Sylphe als Ursache, nicht minder manche gelöste Schulaufgabe oder ein geglückter Vers. Des weiteren beschützen sie, was der Menschheitsevolution dient, so Veranstaltungen hochgeistigen Charakters, Darbietungen aller Art aus Wissenschaft und Kunst. Stets aber bedürfen die Sylphen dazu „des Willensantriebes des Menschen sowie der Leitung und Mithilfe höherer Wesen“.

Festzeiten der Sylphen

Zu festgelegten Zeiten feiern die Sylphen ihre Feste, ahmen aber auch die Festlichkeiten und sonstige Gebräuche ihnen nahestehender Menschen nach.

Das Hauptfest fällt wiederum in die erste Februarhälfte. Was sie dem Menschen auf religiösem wie künstlerischem Gebiet abgelauscht haben, wird dargeboten. Von allen Naturgeistern sind sie am künstlerischsten in der Wiedergabe. Das zweite große Fest ist zu Pfingsten, wo ebenfalls Ausgezeichnetes an Kunst wie an Belehrungen vermittelt wird. Wundervoll leuchten hierbei ihre Augen und hüllen den Festplatz in zauberische Helle.

Sonnenwende feiern sie mit ganz besonderem Ernste. Auch hier bilden Gesänge, Spiele und Reigentänze Höhepunkte der Festlichkeit.

Für den Seher Bänzner sind die Sylphen Symbol der „Reinheit, Schönheit, Güte und Liebe, des seligen Friedens“, eine Vereinigung von Wesen, „die von Harmonie und Glückseligkeit erfüllt sind“.

Nichts also von einem „höchst grimmigen und heftigen Charakter“, den Abt Trirheim den Luftgeistern nachsagt, schon gar nichts von einem dämonischen Vernichtungswillen, die der Arzt Pictorius diesen Wesen zur Last legt, ist an den

Sylphen, ebensowenig scheinen sie identisch zu sein mit den dienstfertigen Luftwesen des Facius Cardanus.

Aber es werden uns ja auch die Gnomen wie die Nixen in vielem anders und keineswegs so harmlos geschildert. Ein deutliches Zeichen wohl, daß es gewiß noch mancherlei andere Gattungen von Elementarwesen gibt, auf die Bänzner nicht eingeht; ihrerseits wiederum haben jene Autoren eine Lücke gelassen und sich fast ausschließlich der dämonenhaften Seite der Zwischenwesen zugewandt.

Die Welt der Sturmgeister

Die Boreas, die Sturmgeister, gehören mit größerer Berechtigung vermutlich dem Element Luft an als die Sylphen. Sie sind „die treibenden Kräfte von Wind und Sturm“. Kein anderes Element ist ihrer Konstitution zuträglich. Nicht ganz unwahrscheinlich, daß sie es sind — bestimmte zumindest unter ihnen —, die die alten Magier unter der Bezeichnung Luftgeister verstanden haben wollen; eignen ihnen doch viele der bedrohlichen Eigenschaften, wie sie die unter der Führung Alrinachs stehenden Dämonen besitzen. Zwar nennen sie sie Wassergeister, doch erstreckt sich deren Vernichtungswerk auf die Erd- und Luftregionen. Eine Parallele zu ziehen zwischen den ungeschlachten Luftunholden Bänznerscher Prägung und den elegant gekleideten Luftgeistern des Cardanus erscheint mir ebenso abwegig wie der Vergleich mit den Bänznerschen Sylphen. Die Sturmgeister passen aber auch nicht zu den Luftgeistern der Blavatzky, von ihr als die „leichtsinnigsten Dinger der Welt“ bezeichnet.

Klassifizierung, Gestalt, Ausdruck

Bänzner gliedert sie wieder in drei Hauptgruppen, gemäß Befähigung und Körpergröße. Das Aussehen ist eher tierhaft als menschenähnlich. Scheußlich der nackte, von keinem Kleinod geschmückte Körper, wie ihn uns der Seher schreck-erregend vor Augen stellt. Struppiges schwarzes Haar deckt über und über den plumpen, muskulösen Leib, den ein blaugrünes Licht umspielt. Trotz der überlangen dünnen Beine reichen die äußerst massigen Arme hinab fast bis zu den Füßen; übermäßig breit die wulstigen Hände mit den gro-

tesk langen Fingern und den krallenförmigen Spitzen. Zottige Strähnen umflattern den zu kleinen raubkatzenförmigen Kopf. Alles an ihm, wie an dem ganzen Körper überhaupt, ist eine einzige Disharmonie. Zu breit der Mund, die stumpfe Nase zu kurz, übermäßig groß die seitwärts abstehenden Ohren, dick der Hals, kantig das mächtige Kinn. Muskelberge türmen sich auf dem gewaltigen Oberkörper. Zu dieser, sagen wir normalen, Häßlichkeit gesellen sich vielfach noch Mißbildungen bizarrster Art wie bei den Gnomen, nur häufiger als bei diesen. Füße und Zehen sind verknorpelt oder es sitzen Sporen daran, zuweilen buschige Schwänze, wenn nicht gar Schwimmhäute oder fischartige Flossen. „Zackenartige Gebilde gleich einem Sägefischmaul oder einem Geierschnabel“ sitzen auf Kopf und Schulter.

Abstoßender, grotesker noch wirken diese Ungeheuer, versuchen sie Menschen oder Tiere nachzuahmen.

Zwar im Besitz eines männlichen Körpers, sind sie dennoch geschlechtslos. Weibliche Sturmgeister oder gar Kinder gibt es nicht.

Die Durchschnittsgröße des aus verdichtetem Ätherstoff bestehenden Leibes beläuft sich auf sieben bis zwölf Meter. Je nach Eignung können sie ihren Körper verlängern oder verkürzen, obwohl diese Befähigung hierzu keine so ausgeprägte ist wie bei den übrigen Naturgeistern.

Wie alles an diesen Unwesen scheußlich ist, so auch die *Aura*. Gleichend einer grau-grünen, oft verblassenden Wolke, untermischt mit gelblich-braunen Tönen, entsteigen ihr fürchterliche Klänge, ähnlich „Dröhnen, Kreischen, Krachen, Zischen sowie dem Rollen des Donners“.

Sturmgeister erreichen ein Alter von nur achtzehn bis fünf- undzwanzig Jahren.

Wohnstätte der Sturmgeister

Am liebsten halten sie sich einige tausend Meter über Meeren, Seen oder flachem Lande auf. Die Kräftigsten kreisen gerne über die Hochgebirge, die Kleineren, Schwächeren ziehen die Mittelgebirge vor. An keine Gegend gebunden, treiben sie mit den eilenden Wolken dahin.

Höchst selten gehen sie hinab in die tieferen Schichten, schon

gar nicht in Erdbodennähe, wo Bäume stehen, deren aurische Strahlung sie äußerst unangenehm empfinden.

Lediglich im Winter tauchen sie im Luftmeer etwas tiefer hinab. Auf dem Erdboden direkt halten sie es nicht lange aus, ebensowenig im Wasser, obzwar einige unter den Sturmgeistern darin zu leben vermögen. Erde und Feuer lähmen sie. Desgleichen hemmt Sonnenlicht ihre Bewegungsfähigkeit. Es löst Ätherstoffteilchen in ihrem Körper auf, die sich erst nachts oder in schützenden Wolkenmassen wieder ergänzen. Durch Anziehung von Ätherkräften verstärken die Boreas die ätherische Schwingung ihres Körpers, was zugleich mit einer Zunahme seiner Größe verbunden ist.

Der Sturmgeister Betätigungsfeld

Vorgesetzte Wesen kennen die Sturmgeister nicht. Geringfügig nur ist ihre Intelligenz. Willkürlich bilden sie Gruppen. Stets herausfordernd allen und jeden gegenüber, greifen sie die anderen Sturmgeistergruppen an und treiben sie auseinander.

Besonders toll hausen diese ungebärdeten Burschen zur Vorfrühlingszeit und in den Monaten des Herbstes. Jederzeit auf Zerstörung aus, jagen sie brausend über die Lande. Alles versetzt sie in Wut. Was sich ihnen an Vernichtbarem in den Weg stellt, wird erbarmungslos vernichtet.

Zu gerne versucht so ein plumper Gesell, aus der Höhe herabschießend, ein flinkes Nixlein zu haschen. Vergebens freilich, was seine Wut um so mehr noch anstachelt.

Immer fühlen sich diese Ungeheuer gereizt, immer in tobender Erregung, wodurch die trägen, unregelmäßigen Schwingungen der *Aura* verstärkt vibrieren.

Einigermaßen verträglich sind sie im Frühling und Sommer; sich auf Winden wiegend, lassen sie sich von diesen umhertreiben, dabei täppisch miteinander spielend oder bizarre Gebilde aus den Wolkenmassen formend. Bei ganz guter Laune führen diese ungeschlachten Burschen miteinander sogar etwas wie eine Art unbeholfenen Reigentanz auf, den sie mit „gellenden und ächzenden Lauten“ begleiten. Das einzige an „künstlerischer“ Darbietung. Feste und sonstige Bräuche sind diesen Wildlingen fremd.

Bricht ihr ungestümes Naturell wieder durch, folgen auf

Sonnenschein verheerende Gewitter mit Sturmesbrausen und sinnloser Vernichtung.

Kommen die Sturmgeister unter gellenden „tierähnlichen Schreien“ kämpfend untereinander oder mit wütenden Salamandern der Erde näher, „so wird durch ihre Aura alles in Erregung und Unruhe versetzt“.

Tieren und Menschen vermögen sie weniger direkten leiblichen Schaden zuzufügen, weil sie deren ätherische und astrale Schwingung „nicht oder nur ganz kurze Zeit ertragen können“, wohl aber spornen sie Raubtiere und rohe, leidenschaftsdurchwühlte menschliche Elemente zu noch grausamerer Gier an. Andere Sphären bleiben ihnen zum Glück verschlossen.

Obschon jedwedes Werden für sie zum Anreiz wird, noch größere Verwüstungen anzurichten, und anscheinend ihr Lebenszweck nur darin besteht, sinnlos zu zerstören, arbeiten diese räppischen Riesen, wiewohl unbewußt, dennoch im Sinne eines höheren Planes. Ihr Ungestüm verdrängt die Luftmassen, was zur Folge hat, daß „der Sturmwind über die Erde fegt“. Ihr Drängen hinab in die tieferen Schichten der Atmosphäre löst „ätherisch-magnetische Strömungen und elektrische Schwingungen der Luft“ aus, zugleich verstärken sich die erdmagnetischen Ströme, indem sie sich mit jenen Imponderabilien vereinen, was die Lebenskeime im Boden günstig beeinflußt, die dadurch „unter Mitwirkung der Gnomon, Nixen und Sylphen aus ihrem schlummernden Zustand geweckt und zu neuem Wachstum angeregt“ werden. Desgleichen wird auf diese Weise das Wachstum der Wasserflora gefördert, denn die „ätherisch-elektrischen Schwingungen des Wassers“ ziehen die von den Boreas erzeugten magnetischen Ströme an sich.

So sind die Sturmgeister, wie sie Bänzner charakterisiert, gleich den grimmen Salamandern ebenfalls „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und doch das Gute schafft“.

Die Welt der Salamander

In den Feuergeistern, den Salamandern, Vulkani oder Dru-den, tritt uns das teuflische Element der Naturgeister noch ausgeprägter entgegen als bei den Sturmgeistern.

Klassifizierung, Gestalt und Ausdruck

Obzwar auch geschlechtlos, haben die Salamander einen männlichen Körper. Die oberste Klasse weist verschiedentlich weibliche Feuergeister auf; Kinder jedoch nicht.

Durchwegs vermögen die Salamander ihre Gestalt zu verlängern wie zu verkleinern, mehr, gewandter noch als die sonst so geschwinden Nixen.

Fast scheint es, als ob sie Modell gestanden hätten zu dem dem Höllenpfehl entsteigenden christlichen Teufel.

Klein der nach oben zugespitzte Kopf, bedeckt mit rotbraunen, borstigen Haaren, niedrig die fliehende Stirn; aus den schräggestellten, giftgrünen Schlitzaugen schießen zinnoberrote Strahlen. Starr der Blick und immer erregt; grimmig verzerrt das überbreite Maul. Die lange, stark gebogene Nase, die kleinen anliegenden Ohren, der dünne Hals, der kurze gelbbraune Spitzbart vervollständigen das infernalische Bild. Asymmetrisch der ganze mit spitzen, ziegelroten, borstenartigen Haaren übersäte Körper. An Länge übertrifft der Oberleib mit der breiten, kräftigen Brust die dicken, unförmigen Beine. Wie bei den Sturmgeistern reichen die dürren Arme bis zum Boden, ebenso enden die Finger in spitzen Krallen.

Hinzu treten noch die verschiedenartigsten Mißbildungen, verursacht durch den unstillbaren Trieb, „jede Eigenart der Tiere und Menschen“ nachzuahmen. So nimmt sie unter Umständen der Seher wahr als vierfüßiges Raubtier mit Schlangenhaupt oder als Schlange mit einem Tiger- oder Hyänenkopf. Nicht umsonst wohl bannt sie Eliphas Levi mit den Worten: „Bewegliche Schlange, krieche zu meinen Füßen...“

Vertreter der oberen Klasse, vorwiegend die weiblichen, neigen selten zu solchen chimärenhaften Verwandlungen, höchstens daß letztgenannte zuweilen mondäne Damen oder übermütige, leichtfertige Mädchen darzustellen versuchen.

Im allgemeinen sind die weiblichen Feuergeister, wiewohl kleiner und schwächer, nicht nur schöner im Wuchs, ansprechender sind auch die hellere Hautfarbe, das rote, Schulter und Rücken hüllende Kopfhaar sowie die menschenähnlichen Arme.

Die Körperlänge schwankt bei den Salamandern zwischen fünfunddreißig bis siebenzig Zentimetern. Die in Hochöfen und Gießereien lebenden sind größer als die in den Öfen der Wohnungen. Die weiblichen Feuergeister sind etwa um fünf bis zehn Zentimeter kleiner als ihre männlichen Genossen.

Fünfunddreißig bis fünfzig Zentimeter ragt die *Aura* über den Körper hinaus. Sie ist graugelb oder grauschwarz. Wie schrille Schreie tönt es aus ihr; wie Brausen und langgezogene Flötentöne hört es sich an bei weiblichen Salamandern und den männlichen der oberen Klasse, deren *Aura* um zehn bis zwanzig Zentimeter größer ist und mannigfaltiger in den Farben Rot, Grün, Blau, Grellgelb. Obzwar gleichmäßiger in der Schwingung, löst sie, analog den Auraschwingungen der niederen Feuergeister, Erregung, Ärger, Haß, Begierden und Leidenschaften aller Art aus.

Bekleidung der Feuergeister

Bekleidet sind von den männlichen Feuergeistern lediglich die intelligentesten unter ihnen, deren ganze Gestalt ein purpurroter Mantel umschließt.

Weibliche Salamander tragen ein hemdartiges, blaues Kleid, „das über der Hüfte mit einem roten, bei manchen auch mit gelbem Gürtel zusammengehalten wird“.

Die Kleidung der Führer — nur die oberste Klasse kennt solche — hat „reinere, hellere Farben“.

Die Farben der Führerinnen „leuchten in schönem Hellblau, Lichtgelb oder Lichtblau“ oder hellem zartem Grün.

Nehmen die weiblichen Salamander Menschengestalt an, so kleiden sie sich nach Menschenart.

Wohnstätte und Betätigungsfeld der Salamander

Allezeit unstedt, wechseln sie oft ihren Wohnplatz, an dem sie nicht hängen. Wo Flammen züngeln, dorthin zieht es sie. Dauernden Aufenthalt nehmen sie in noch tätigen Kratern, wo sie in glühendem Magma und in den aufsteigenden Giftschwaden ihre Kämpfe austragen.

Ausgelassen gebärden sie sich bei großen Explosionen. Ständig gebückt, wie zum Sprung bereit, reiten sie auf den

hochschießenden Flammengarben, um im nächsten Augenblick gellend niederzufahren, fanatisch beseelt, das Feuer nur noch mehr auszudehnen.

Nicht minder wild schreien sie durcheinander im Satanschor bei Wald- oder Grubenbränden.

Bei Gewittern fahren sie den Blitzen nach, entstehende Brände sofort zu schüren. Geht der Blitz in die Erde, so schlüpfen sie mit in die Tiefe, zum Schrecken der Gnomen, die vor diesen wütenden Teufeln Reißaus nehmen.

Bei Unwetter sind sie im ständigen Kampf mit den Sturmgeistern. Auch untereinander bekriegen sie sich fortwährend. Sich voreinander fürchtend, schließen sie sich lose zusammen.

Besiegt, stoßen sie zur Siegergruppe, um mit dieser im Verein sofort wieder andere Gruppen anzufallen. Hell schimmern in den Gluten die kämpfenden Gestalten, die sich unablässig verändern.

Schadenfeuer steigert die Kampfeslust. Je heller die Flamme loht, je gefräßiger sie um sich greift, desto wilder toben sie. Löschaktionen erbosen sie aufs höchste. Auf Kriegsschauplätzen kennt ihre Zerstörungswut keine Grenzen, das Letzte an Infernalität wird frei in ihnen.

Das Böse im Menschen peitscht sie zu immer größeren Bosheiten, wofür der Mensch, bumeranggleich, die Zeche zu bezahlen hat. Den Unvorsichtigen, Übererregten verleiten sie zu Fehlhandlungen, um Brände zu stiften, Explosionen zu verursachen. Pyromanen verführen sie, Brände zu legen. Schreiend umjubeln sie dann solche Feuerteufel und hetzen sie von einer Untat zur anderen.

Erlischt ein Brand — was ebensogut von unserem Herdfeuer gilt, von Hochöfen und sonstigen Heizanlagen —, dann kehren sie hinab in die Tiefe und lauern dort, bis irgendwo wieder ein Zunder glimmt, ein Funke Nahrung sucht, eine Flamme leckt.

Sie gleichen dem sagenhaften Teufel, der der Erde entsteigt. Könnte es nicht sein, daß ein Beschwörer diesen zu erblicken vermeinte, wenn so eine Schreckgestalt vor seinem Kreise aus dem Boden auftauchte?

Kampf, Spiel, Zerstörung ist ihr Lebelement.

Trautes Herdfeuer mildert ihren angeborenen Grimm. Ohne sich zu bekämpfen — sofern in dem Ofen ihrer mehrere sind —, wiegen sie sich in den Flammen in wilder Lust.

Auch auf Leitungsdrähten halten sie sich auf.

Nur selten, und dies ausschließlich in der Umgebung harmonischer Menschen, lebt ein männlicher Salamander in Gemeinschaft mit einem weiblichen. Bald jedoch geraten sie aneinander und sie ziehen eine Trennung dem gestörten Zusammenleben vor.

Fremd ist den Salamandern jede Beziehung zu anderen Naturgeistern, zu Mineralien, Pflanzen und Tieren.

Die Materie behindert sie nicht, ebensowenig Natureinflüsse. Wasser allerdings meiden sie ängstlich; denn es würde sie auflösen. Zuwider ist ihnen die Stille der Natur. Harmonischen, hochentwickelten Menschen gehen sie aus dem Wege, was jedoch nicht durchwegs für Salamander der obersten Klasse zutrifft, die an Klugheit und speziellen Fähigkeiten die Gnomen und manche Menschen übertreffen. Gern hausen solche im behaglichen Feuer eines Ofens, in dessen Flamme sie sich baden. Verkürzt schlüpfen sie in die Feuerung und erst mit zunehmender Glut vergrößern sie sich. Nur der Umgang mit fortgeschrittenen Menschen kann sie — die weder Belehrung noch Feste kennen — in ihrer Entwicklung weiterbringen. In dem Maße, wie sich der Mensch vervollkommnet, veredelt sich auch der Salamander. Mit der Zeit ist er sogar bestrebt, seinen menschlichen Hausgenossen beizustehen.

Weibliche Salamander sollen mitunter aus dem Feuer treten und dem Manne, dem sie zugetan sind, in Gestalt eines schönen Mädchens folgen. Diese, obzwar stolz und hochmütig, zuweilen schwermütig, sind weniger zerstörungswütig, obwohl sie hin und wieder einem Schabernack nicht abhold sind. Sie verweilen länger, selbst dauernd, an ein und demselben Ort, dem dienend, dessen Wesen ihre Wildheit dämmt.

Große Zuneigung zu einem solchen Menschen führt den Salamander, zumeist die weiblichen, zu höchstmöglicher Stufe seiner „Veredlung als Feuergeist“.

5. Vom Entwicklungsgang der Elementargeister

Wie aber treten sie ins Dasein, diese seltsamen Wesen? Welcher Evolutionsweg ist ihnen vorbestimmt?

Nichts Erschöpfendes wird uns darüber berichtet, nichts Einheiliches. Dr. Franz Hartmann dürfte wohl mit seiner Ansicht im Recht sein: Das Wissen um die Elementargeister gehört zum Wissen der Mysterien, ist also letzten Grundes Geheimwissen.

Zum besseren Verständnis zunächst: Außer unserer wahrnehmbaren Welt existieren noch andere Welten. Als nächster Daseinsplan folgt dem physischen der astrale, Kama Loka, auch „Welt des astralen Lichtes“ genannt. Darüber der Mentalplan oder die Devachanebene. Darüber hinaus beginnen die rein göttlichen Sphären. Für unsere Untersuchung kommen vorwiegend die beiden erstgenannten Dimensionen in Betracht.

Des weiteren: Jede dieser Daseinswelten — die infolge ihrer verschiedenartigen Schwingungsstruktur einander durchdringen — gliedert sich ihrerseits wiederum in sieben Unterabteilungen, Unterschwingungen. Unsere materielle Welt ist nicht bloß zusammengesetzt aus Festem, Flüssigem und Gasförmigem, hinzu tritt noch das, was man strahlende Materie nennt, die Ätherwelt des Geheimwissenschaftlers. Sie umfaßt vier Schwingungszustände.

Diese Ätherwelt ist es, die uns neben der Astralwelt im Zusammenhang mit den Elementargeistern vornehmlich interessiert.

Nun zu unserem Thema. Nehmen wir zur Kenntnis, was maßgebende Autoren uns dazu zu sagen haben.

Der Evolutionsweg der Elementarwesen nach Jinarajadasa

Fußend auf altindischem Weisheitsgut geht Jinarajadasa aus vom *Leben*, jenem *Unbegreifbaren*, hinter dem ein noch Höheres steht: DAS UNIVERSALE BEWUSSTSEIN.

Die Lebenswege, vom Schöpfer ausgesandt — der Theosoph spricht vom *Logos* unseres Weltsystems —, ergießt sich in alle Formen des Seins.

Sieben Strömungen soll es geben. Von den meisten wissen wir so gut wie nichts, lediglich zwei Parallelströmungen

kennt der Esoteriker einigermaßen: Den Strom, der in seiner letzten Entfaltung in der Menschheit gipfelt, und den Parallelstrom, der in den Naturgeistern seinen Abschluß findet. Beide Entwicklungsströme münden ein in die Deva- oder Engelhierarchie. Entwachsen der Menschheitsstufe strebt der zum Deva gewordene Adept, gleich dem ebenfalls zum Engel gewordenen Naturgeist, auf zur strahlenden Lichtwelt der Dyan Chohans.

Über den Verlauf des Lebensstromes, dem wir angehören, schreibt unser Gewährsmann:

„In dem sich entwickelnden Leben sind Stufen erkennbar. Zunächst baut es Formen in überphysischen Stoffen, und wir nennen es dann ‚Elementalleben‘. Mit den Erfahrungen seiner Vergangenheit ‚beseelt‘ es dann Verbindungen chemischer Elemente und wird zur Mineralgruppenseele. Darauf baut es Protoplasma, beseelt Pflanzenformen und zu einer späteren Zeit Tierformen. Erst dann haben wir die nächste Stufe als Mensch. Das Leben bildet nun Einzelwesen, die denken und lieben können . . .“

Die Monade — „ein Stückchen Gottheit“ — ist herabgestiegen, um Erfahrungen zu sammeln und wird dereinst mit ihrem Erfahrungsgut zu ihrem göttlichen Ursprung wieder zurückkehren. „Von der Zeit ihres Eintrittes in den Stoff unserer Mentalwelt“ heißt sie *Elementalessenz*, und zwar stellt sie hier als erste Elementalessenz die höhere Mentalmaterie dar; sich verdichtend, wird sie in der unteren Mentalwelt zur zweiten und, wieder „in einer späteren Kette der Entwicklung“, auf dem Astralplan zur dritten Elementalessenz, zur Astralmaterie.

Mit dieser Elementalessenz, dem Elementalleben, beginnt also der große Evolutionsgang. Sie beseelt die Naturreiche, bildet Gruppenseelen, ehe sie Einzelleben formt. So steht zum Beispiel „hinter den Organismen des Pflanzenreiches die Pflanzengruppenseele, ein unzerstörbarer Behälter jener Lebenskräfte, die durch den Bau von Pflanzenformen Vielseitigkeit erwerben“.

Warum, wird man fragen, schweifen wir so vom Thema ab, wo hier doch ausschließlich das Problem der Elementargeister zur Debatte steht? Eben deshalb. Hören wir weiter:

„Aus demselben Mineralleben (das zuvor die Elementalessenz der Ätherwelt beseelte) zweigt sich das Leben nach einer anderen Richtung ab, stufenweise durch die Formen von Pflanzen und Tieren emporsteigend, gelangt es dann über die Formen von ‚Naturgeistern‘ oder den Feen der Überlieferungen auf die Stufe der Engel oder Devas.“

Diese Deva-Entwicklung nimmt genauso beim Mineral ihren Anfang wie die des Menschen, setzt sich ebenfalls fort über Pflanze und Tier, geht aber von da nicht ins Reich der Menschen über, sondern ins Reich der Naturgeister, wo wir teils ätherische, teils astrale Körper vorfinden, um späterhin einzumünden in die Deva- oder Engelregion.

Betrachten wir uns diesen Entwicklungsvorgang einmal genauer:

Vom Mineralleben des Wassers läßt Jinarajadasa zwei Zweige aufsteigen, die einmünden in die Bewußtseinsformen der Wasserfeen, wobei der eine Zweig des Lebensstromes über Meerespflanzen, Schwämme, Korallen und Kopffüßler der mittleren Tiefe zu den *Fischen* geht, der andere über die „niederer Ätherformen der Tiefsee“ und die *Ätherformen der mittleren Tiefe*; beide Ströme vereinigen sich in den *Wasserfeen*, den ätherischen *Undinen*.

Vom Mineralleben der Erde steigt ein Strahl hoch über Pilze, Bakterien, Insekten, kleine Reptilien zu den *Vögeln*, ein zweiter über Gräser, Getreide, Ameisen, Bienen, „winzige Äthergeschöpfe“; der dritte über *gestaltlose Gnomen der Erdtiefe* und „*Einzelgnomen*“. Alle drei Lebensströme leiten hinauf zu den *ätherischen Landfeen*.

Den ätherischen Land- und Wasserfeen folgen als nächste Evolutionsstufe die *Salamander* einerseits und die *Wolkengeister* andererseits. Beide Gruppen zählen schon zu einer höheren ätherischen Struktur. Von hier nun führt der Weg zu den *Sylphen*, die bereits astraler Natur sind.

Über den Sylphen stehen die Kama-Devas, die Bewohner des Astralreiches.

Weitere Evolutionsgrade sind die Rupa- und Arupa-Devas des niederen und höheren Mentalplanes; sie leiten über zur Welt der Dhyān-Chohans, wo sich die Pilger des Naturreiches treffen mit dem das Menschsein überwundenen Adepten.

Hinsichtlich der Sphäre, in der sie leben, lassen sich die Naturgeister nach Jinarajadasa wie folgt aufgliedern:

In der Ätherdimension unserer physischen Daseinswelt — immer noch atomar in unserem Sinne — befinden sich auf der untersten, der ätherischen Stufe (der Materie am nächstliegenden) die *Erdfeen* oder *Gnomen* und die *Landfeen*, von denen Jinarajadasa keine nähere Bezeichnung gibt. Sollte es sich vielleicht um die zierlichen Elfen handeln?

Auf der nächsten Unterebene, der überätherischen, leben die *Wassergeister* oder *Undinen*; auf der dritten, der unteratomischen, die *Feurigeister* oder *Salamander*; auf der vierten, der atomischen, die *Wolkengeister*. Ob Letztgenannte identisch sind mit Bäckers Sturmholden geht nicht hervor.

Die *Sylphen* gehören bereits der Astralwelt an, die mit dem atomistischen Aufbau unserer physischen Stoffwelt nichts mehr zu tun hat.

Die Naturgeister oder Feen stehen zu den Devas „in einem ähnlichen Verhältnis . . . wie etwa unsere Lieblingshaustiere zu uns. Diese Feen sind, obgleich die höheren Grade hohen Verstand besitzen, doch noch keine Einzelwesen, d. h. sie sind noch Teile einer Feengruppenseele; sie werden eine nach der anderen zu selbständigen Wesen und bleibenden Ichs durch ihre Hingabe an einzelne Devas . . .“

*Der Evolutionsweg der Elementarwesen nach
Hans Sterneder*

Voll der zartesten Poesie ist die Schilderung, die uns der Dichter Hans Sterneder vom Evolutionsgang der Naturwesen gibt.

Auch Sterneder sieht in den Naturgeistern die „personifizierte Seele ihres Elementes“, die „Baumeister der sichtbaren Welt“. Auch er bestätigt das, wovon die Menschheit seit altersher träumt. Gnomen, Bergmännlein bewachen Edelsteine, Nixen berücken die Sterblichen, Sylphen brausen durch die Lüfte, rütteln das böse Gewissen auf, Feuerwesen leben in der Lohe.

Wieder nimmt es seinen Anfang mit der Weltenwanderung des göttlichen Lebensfunkens, der schließlich im Mineral eine vorläufige Heimstatt findet. Jahrhundertlang wirkt er

hier im Verein mit seinen gleich ihm eingeschlossenen Brüdern. Keiner dieser Funken ist individualisiert. „Der göttliche Gedanke, der nun in diesen vielen zu einer Steingruppenseele gehörenden Gottesfunken lebt, zwingt dieselben zur Entwicklung und gibt ihnen die strebende Kraft, nach oben zu gehen.“

Die Gruppenseele deutet Sterneder „als ein magnetisches Kraftfeld“, das beispielsweise eine Anzahl von Bäumen der gleichen Art umfaßt. Jede Gruppenseele wiederum ist einem geistigen Prinzip untertan, dem Gruppengeist. Dieser leitet die Kristalle an, sich kunstgerecht zu formen, die Pflanzen, den alchemistischen Prozeß zu vollziehen. Er erzeugt in Ihnen das, was wir — ohne es erklären zu können — Instinkt nennen. Der Gruppengeist, obwohl selbständig, steckt in jedem Exemplar der zu ihm gehörigen Gattung und ist das Lebensprinzip in diesem. Und in diesem göttlichen Funken erwacht schließlich die Sehnsucht nach Rückkehr.

Die Lebensfunken, noch nicht individualisiert, vereinen in einem einzelnen Funken, den sie sich auserkoren, „die Ströme all ihrer Liebe und Sehnsucht, und dieser eine Gottesfunke nimmt sozusagen die Weisheit all seiner Brüder an sich“. Daher findet man z. B. Kristalldrusen, an Größe, an Ebenmaß alle anderen übertreffend.

Und nun kommt der weihevollen, hochwichtigen Akt der Geburt eines Naturwesens, den der Dichter wie folgt beschreibt: „In diesem einen, durch die Kraft der Liebe zur höchsten Entwicklung gebrachten Kristall . . . vollzieht sich das hohe, heilige Mysterium der Überwindung der Materie, der Entfesselung des göttlichen Funkens aus den Banden des Stoffes.“ Alle Erfahrungen des Steinwachstums bergen sich in ihm.

„Diese freigewordene Seele nimmt, wie alle Astralformen, menschenähnliche Form an und wird von den Wissenden *Berggeist* genannt. Dieser Berggeist, dessen irdischer Körper der Stein ist, vermag diesen ebenso zu verlassen wie das Baumwesen den Baum.“

Dem Berggeist, wohl eine Spielart unserer Gnomen, obliegt die Aufgabe, helfend auf seine zurückgebliebenen Brüder einzuwirken. Dereinst jedoch kommt für ihn die Stunde, überzugehen ins Reich der Pflanzen, zu verstrahlen seine

Ichheit während der Befruchtung einer Blüte, ein Teil zu werden von der Lebensessenz der Gottesfunke der Gruppenseele, die in jener Pflanzengattung wohnt, in der er aufgegangen ist.

Und gleicherweise wie im Mineralreich konzentrieren die Lebensfunken innerhalb einer Gruppenseele ihre ganze Kraft auf ein auserwähltes Exemplar ihrer Gemeinschaft, „und so zieht der Gottesfunke dieser Erwählten immer mehr die Gesamtseele in sich, wandelt letztere allgemach in eine starke, bewußte Individualseele“. Immer stattlicher wird deshalb diese Pflanze; denn sie ist zur Elfenwiege geworden. Wie im Märchen entsteigt eines Nachts ihrem Blütenkelch in holder Mädchengestalt ein *Elf* von Fingerspannenlänge, und dieser „Elf ist Träger des chemischen Gedankens der Erde“.

Die Elfen sind es, die den Berggeistern helfen bei ihrem Übertritt ins Pflanzenreich. „Ihnen obliegt neben anderen Dingen die Sorge, die Pflanzen vor dem Zugrundegehen zu bewahren.“

Wie sie das bewerkstelligen? — Sterneder veranschaulicht es an einem Beispiel. Bedarf die Erde der Auflockerung, so veranlaßt der Elf die in der Nähe befindlichen Regenwürmer, das Erdreich gut durchzuwühlen. Oder wenn es der Pflanze an etwas mangelt, schafft er in dieser die Organe, die sie befähigen, diejenigen Stoffe aufzunehmen, die ihr gerade nottun.

Die Elfen ihrerseits schließen sich ebenfalls zusammen zu einer Gemeinschaft, um einen aus ihrer Mitte zu erwählen, der weiter eindringt in die Lebensgeheimnisse und ihnen dann Lehrer wird, so wie sie „die Lehrer der Blumen sind“. Allein auch der Elf muß eines Tages seine Ichheit aufgeben und übergehen zur nächsten Stufe: Ins Tierreich.

„Und mit vollkommen vergessener Ichheit erscheint der Elf als Gottesfunke im Ei eines Tieres.“ Ausgelöscht ist sein Elfenbewußtsein, Teil ist er geworden der Gruppenseele einer Tiergattung, glühend vielleicht „im Leben eines schillernden Käfers oder eines bunten Waldvogels“.

Nunmehr sammelt der Elf seine Erfahrungen innerhalb des Tierreiches, erkundet, wie das Tier, das er beseelt, zu den Pflanzen steht und umgekehrt diese zu jenem; dann kehrt

er eines Tages wieder zurück — bereichert mit den Erkenntnissen, aus der Tierwelt geschöpft — in das Reich der Pflanzen, „in diese die Kunde bringend, was die Tiere zu ihrer Ernährung von den Pflanzen nötig haben“.

Dreifach somit ist der Weg zwischen zwei Naturreichen: Eingehen in das nächst Höhere und Erfahrungen darin sammeln — Rückkehr in das Vorherige und Auswerten der gemachten Erfahrungen — und wieder Aufsteigen in das übergeordnete Reich und ein „gänzlich Untergehen in diesem“.

Die Seelen der Blumen also werden zum Elfen; die Seelen der Bäume, gleich jenen zu Gruppenseelen zusammenschlossen, ringen nicht minder um eine Eigenseele. Nach unendlichen Mühen gelingt es einzelnen Baumseelen — die Dryaden und Baumnympfen der Antike —, besonders in unverstümmelten Bäumen hohen Alters hausend, sich von der Gruppenseele zu lösen und so zu einem Eigenwesen zu werden. Der Dichter nennt sie „die Fürsten der Bäume“ und spricht ihnen eine Individualseele zu, gekleidet in eine ganz bestimmte Körperform.

Bei *Eiche* und *Linde*, den höchstentwickelten Bäumen, nimmt sie die Gestalt eines *Faunes* an, die tatsächlich so sein soll, wie wir sie von Bildern her kennen.

Jederzeit können sie aus dem Baum heraustreten und ihren Körper verdichten, normalerweise jedoch sich nur bis zu den äußersten Wurzelspitzen hin bewegen. Verschlingen viele Bäume derselben Art ihr Wurzelwerk miteinander, so bildet dieses gleichsam eine magnetische Brücke, auf der die Baumwesen ungehindert dahingleiten, um sich gegenseitig zu besuchen. Angeregt unterhalten sie sich dann miteinander. Faune sollen meist um vieles klüger und weiser sein als wir Menschen.

Je größer, je schöner der Baum, desto stattlicher und anmutiger die Gestalt des Naturwesens, das er birgt und das mit ihm verbunden bleibt wie wir mit unserem Körper.

Wird der Baum zerstört, so ist es mit dem Leben der Dryade vorbei, sofern sie nicht in einen anderen Baum eingehen kann. Im Volke mag noch ein Rest dieses Glaubens schlummern. Bisweilen noch bitten bejahrte Holzfäller den Baum, ehe sie ihn schlagen, um Vergebung für ihr Tun.

In die Gestalt eines Zwerges oder *Moosmännleins* hüllen sich die Individualseelen der *Nadelbäume*. Munter sitzen diese Wesen zeitweilig in der Krone des Baumes.

Doch scheint es sich bei den Baumwesenzwergen, bei den Mineral- und Berggeistern, nicht um jene Gnomen zu handeln, die bis in die Behausung der Menschen kommen.

Leider läßt Sterneder nichts verlauten über die Evolutionswege der übrigen Naturgeister. Nur soviel erfahren wir: Nixen seien schon aus dichterem Stoffe als die Gnomen, so groß wie Menschen und von bezaubernder Schönheit. Den Wasserleuten sollen — merkwürdigerweise — die Salamander ähneln. Riesengroß läßt er die Sylphen oder Windgeister sein, Schöpfer der bizarren Wolkenwunder. Sie reden zu uns „im Säuseln des Windes und im Wüten des Sturmes“. Eine Sylphenart, die kaum den astralen Naturwesen gleichen Namens der östlichen Geheimphilosophie entspricht, auch nicht den zarten Geschöpfen Bäckners, eher schon seinen Sturmgeistern; wiewohl nicht ausschließlich, denn melodisches Geflüster verträgt sich mit deren Charakter nicht.

Die Naturgeister — die guten unter ihnen — sind dem Menschen, in dem sie ihren Erlöser sehen, besonders zugezogen und freuen sich seiner Nähe. Womit eingeräumt wird, daß es unter ihnen welche gibt, die uns weniger freundlich gesinnt sind.

Zu mannigfaltig bevölkert nach alledem ist das Reich der Naturgeister, zu viele Tore dahin sind uns noch verschlossen, so daß wir bei jedem Autor nicht mehr finden können als diesen oder jenen Stein, stammend aus einem großen Mosaik.

Der Evolutionsweg der Naturgeister nach Daphne Charters

Der plötzliche tragische Tod ihres Gatten brachte Frau Daphne Charters mit der jenseitigen Welt in Verbindung. Zuerst faßte sie mit Hilfe eines Mediums mit dem Abgeschiedenen Kontakt, später probierte sie es allein mit automatischem Schreiben. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Ihr Gatte meldete sich. Bald freilich störten erdgebundene Intelligenzen, deren sie jedoch exorzistisch Herr wurde. Neben ihrem Manne waren es späterhin noch andere Abge-

schiedene und vor allem Naturgeister, die sich bei ihr einfanden. Angeblich sogar ein Deva — *Marusia* —, der sie in den Entwicklungsgang der Fairies einweihte.

Lord Dowding, der verschiedene Bücher dieses Themas kennt, unter anderem von Geoffrey Hodson, bemerkt, keine dieser Schriften gebe ein so umfassendes Bild vom Leben und vom Betätigungsfeld der Feen wie das Buch von Charters, das er als den ersten Versuch bezeichnet, den Entwicklungsgang der Fairies vom winzigen Lichtfleck bis hinauf zur Devastufe darzustellen. Der weite Weg der Evolution der Naturwesen beginnt hier mit der allerniedersten Form des Feenlebens, unterteilt in drei Stufen, möglicherweise die winzigen Äthergeschöpfe Jinarajadasas.

1. Rudimes

Sie sind ungefähr ein achtel inch groß (ein inch = 2,54 cm), etwa drei Millimeter also.

Von Bewußtsein kann hier noch nicht die Rede sein, sie besitzen kaum viel mehr als den Trieb nach ständiger Bewegung, wodurch das Pflanzenleben angeregt wird.

Ihre Betätigungsart ist die allerprimitivste unter den Naturwesen. Arbeitend in Gruppen von vielen Tausenden, kennen sie weder Kraftaufnahme noch -abgabe.

Da sie (man staune!) verschiedenen Geschlechtes, kennen sie bereits die Liebe, freilich nicht im menschlichen Sinne. Ohne auf männlich oder weiblich zu achten, lieben sie sich untereinander innerhalb der Gruppe, der sie angehören.

Und noch mehr des Staunenswerten: Diese Geschöpfchen werden sogar von den Feen, die auf dem Astralplan mit Gedankenformen arbeiten, bekleidet.

Die Lebensdauer der Rudimes beläuft sich auf nur einen Monat, worauf ein Astralaufenthalt folgt von etwa zehn Jahren. Ihre nächste Erdenstufe absolvieren sie dann als

2. Unites

Waren sie vordem als Rudimes bloß Teile eines Ganzen (ähnlich vielleicht dem merkwürdigen Meerestier der Si-phonophore, das man beliebig auseinanderbrechen kann, ohne es eigentlich zu töten, denn jedes dieser Hunderte von Teilchen lebt weiter als Einzeltier), so sind sie jetzt als

Unites zu einem Wesen geworden, das schon etwas wie Intelligenz an sich hat, ja, das sich schon selbst zu bekleiden (?) weiß.

Die Unites nehmen bereits Kraft auf und geben diese an die Pflanzen ab. Allerdings bedarf es vieler dieser Wesen, um wenigstens soviel an Kraft zu erzeugen, die nötig ist, einen Grashalm am Leben zu erhalten.

Außerdem wird den Unites die Fähigkeit beigelegt, einzelnen aus ihrer Gruppe besondere Liebe zukommen zu lassen. Natürlich ist dies keine sinnliche Liebe, sondern mehr ein Kraftaustausch ohne Rücksicht auf Art des Geschlechtes. Gewöhnlich geben und empfangen sie gemeinschaftlich Kraft innerhalb ihrer Arbeitsgruppe. Hauptaufgabe ist es jedoch für sie, den Pflanzen Kraft zuzuführen. Ihr Tagewerk gliedert sich bereits in Arbeit und Ruhepausen.

Die Größe der Unites wird beziffert auf einen halben Inch, also etwas über einen Zentimeter. Die Erdenspanne beträgt ein halbes Jahr, die Astralzeit annähernd hundert Jahre.

3. Minutes

Diese werden schon bis zu fünf Zentimeter groß. Ansonsten ähneln sie noch den Unites.

Sie sind gleichfalls in Gruppen zusammengeschlossen, um die zur Anregung der Pflanzen notwendige Kraft zu erzeugen. Wie es heißt, verstehen sie bereits sexuell zu unterscheiden. Sie tauschen daher die Kraft nur mehr mit Vertretern des anderen Geschlechtes aus. Bewußt folgen sie schon der Führung der ihnen vorgesetzten Feen. Auf dieser Stufe der Entwicklung beginnt ferner die Tätigkeit, selbständig zu entscheiden; denn von jetzt ab sind es individuelle Wesenheiten, obschon mir diese Behauptung etwas gewagt erscheint. Was das Sichentscheiden anbelangt, so wohl nur in dem Sinne, wie beispielsweise eine Mücke „sich entscheidet“, nach dieser oder jener Richtung zu fliegen.

Hier auf Erden — in der Äthersphäre natürlich — leben die Minutes fünf Jahre, anschließend auf dem Astralplan fünf-hundert, wo es ihnen anheimgestellt ist, den Zeitpunkt ihres künftigen Erdenseins selbst zu bestimmen oder, falls sie es vorziehen, im Astralzustand zu verbleiben, dürfen sie da-selbst ihre Arbeit fortsetzen.

Damit enden die drei Stufen der niedersten Formen. Zwischen diesen und der Stufenfolge der eigentlichen Fairies liegen zwei Mittelstufen, die der Gnomen und der Elfen.

4. Gnomen (*Gnomes, Nomenes*)

Viel Verwandtes haben die von Charters beschriebenen Gnomen mit denen der Bäckerschen Schilderung. Gleich diesen arbeiten sie mit Erde und Wurzeln, vorwiegend mit den Wurzelstöcken der Bäume, und kennen den Rhythmus von Arbeit und Spiel. Harmlose Vergnügen erfreuen sie. Zu gern ahmen auch sie die Handlungen der Menschen nach, wie z. B. das Tragen von Einkaufskörben, die mit Paketen voll-gestopft sind; oder sie fertigen sich selber Hüte, die sie un-serer weiblichen Mode abgucken. Kindisch, wird man fin-den, und Wesenheiten, zugetan solchen Sinnlosigkeiten, soll die Schöpfung hervorgebracht haben? — Gemach — und unsere eigenen Verrücktheiten? Die mit jeder Jahreszeit wechselnden Modetorheiten? Wie wichtig es genommen wird, ob in diesem Jahre mehr die enge Taille, im nächsten mehr die entblößten Beine als Sex-Fang dienen. Auf was für läppische Dinge kommt es nicht oft bei uns an, um gesell-schaftsfähig zu sein. Wie tierisch ernst wir all dies nehmen, die Gnomen wenigstens vollführen derlei Unsinn zwar mit gut gemachtem Ernst, aber sie lachen hinterher darüber. Stimmt das, dann sind sie entschieden die Klügeren und vielleicht spotten unserer Wesenheiten, einer höheren Stufe als der irdischen angehörnd.

Jedenfalls sind die Gnomen erheblich weiter, deutlich tritt bei ihnen schon Bewußtsein zutage.

Der Kraftaustausch untereinander geht aber auch bei ihnen noch fast ohne Vorbedacht vor sich; automatisch tritt er ein, sobald ein Vertreter des anderen Geschlechtes zugegen ist. Im Aussehen erinnern sie an kleine, alte Männer oder Weib-lein. Sie tragen Bärte von verschiedener Länge, zuweilen sogar die Frauen. Angeblich schaffen sie sich den Körper selber mittels Gedankenkraft. Aussehen, Manieren, Ge-bräuche entlehnen sie im allgemeinen den fortgeschrittenen Gnomen. Zumeist wohlbeleibt, komisch, wunderbar, gerade-zu häßlich, finden sie sich dennoch schön.

Mitunter können sie sehr rachsüchtig sein, besonders wenn man sie ärgert. So nehmen sie es sehr übel, wenn der Baum gefällt wird, in dessen Wurzelwerk sie hausen. Leicht könnte es dann vorkommen, daß sie dem daran Schuldigen einen Schabernack spielen, ihm vielleicht sein Gartenwerkzeug beschädigen.

Fünfundzwanzig Jahre sind sie in der Äthersphäre des Erdenplanes tätig. Der Astralaufenthalt dürfte wie bei den Elfen ungefähr ein halbes Jahrtausend betragen. In dieser Zeit vollzieht sich der Übertritt zur nächsten Stufe.

5. Elfen (*Elfnés*)

Abseits vom Menschen arbeiten die Elfen auf einsamen Waldlichtungen, auf weitem Heideland, in der Stille der Berge;

in ihrem Machtbereich wiederum arbeiten die Unites und Minutes, um die sie Kraftbarrieren errichten, damit diese Geschöpfchen innerhalb eines bestimmten Abschnittes verbleiben.

Die Elfen ihrerseits sind schon in der Lage, Kraft aufzunehmen, dieselbe mit den ihnen innewohnenden Lebenspartikelchen zu verbinden, bevor sie diese ausströmen lassen. Ein Vorgang, der geradezu den Vergleich aufdrängt mit dem bekannten Magnetisieren in Verbindung mit Runenströmen.

Die in der Ätherzone der Erde lebenden Elfen sind fast ausschließlich männlichen Geschlechtes, da die weiblichen Elfen es vorziehen, sich in der Astralwelt weiter zu entwickeln.

Der Elf, der als kühn, verwegen und abenteuerlustig geschildert wird, weiß, nur vermöge des Kraftaustausches zwischen Mann und Frau ist der Zustand der Liebesekstase zu erreichen, der ihm jedoch versagt bleiben muß infolge mangels weiblicher Partner. Doch leidet er darunter nicht, weil seine Arbeit ohnehin große Kraftabgabe erfordert.

Noch kennen sie kein Leid. Unbeschwert spielen und tanzen sie.

Ihre Körpergröße variiert. Wie bei den Gnomen übersteigt sie nicht viel mehr als einen Fuß (über 30 Zentimeter) oder beträgt bisweilen gar nur einige inches.

Durchwegs ist ihr Figürchen schlank, jugendlich im Aussehen.

Für ihre Bekleidung wählen sie mit großer Vorliebe als Farben Grün oder Braun.

Zwielichtig ist ihr Verhalten gegenüber dem Menschen; einerseits hört man, daß sie ihm gerne Freude bereiten, andererseits wiederum vernimmt man von tückischen Streichen. Ein arglistiger Elf soll schuld daran sein, wenn wir auf einem Spaziergang über freies Feld ohne ersichtlichen Grund straucheln. Je größer unser Ärger darüber, desto schadenfroher ihr Gelächter.

Im großen und ganzen sind Elfen noch Kinder und wollen als solche behandelt sein, doch nimmt auf dieser Stufe das Unterscheidenkönnen zwischen Recht und Unrecht seinen Anfang. Das individuelle Bemühen beginnt, die Verantwortung für das eigene Tun und Lassen.

Fünzig Jahre verrichten sie ihre Tätigkeit auf Erden in der sichtbaren Natur. Freigestellt ist es ihnen, ob sie nach absolvierter Astralzeit erneut zurück wollen. Oft bleiben sie bis zu tausend Jahren in der Astralwelt, in der sie sich zu Feen entwickeln und an Geist und Schönheit zunehmen.

6. Feen (*Fairies*)

Die Feen überragen die vorhergehenden Typen weitaus. Jedoch bedeutet Erdenzeit für sie bereits Erdenleid. Vielseitig sind ihre Aufgaben, hart oft ihre Kämpfe mit widerstrebenden Gewalten. Beschränkte sich vordem auf früheren Entwicklungsstufen ihre Betätigung lediglich auf das Mineral- und Pflanzenreich, so erschließen sich ihnen nunmehr noch andere, interessantere Aufgabengebiete: Die Arbeit mit Gedankenformen, die Arbeit mit dem Menschen und vornehmlich das Heilen von Kranken.

Bereits im Astralzustand durften sie wählen, welche Arbeit sie als Feen auf Erden verrichten wollen. Nachdem sie sich entschieden hatten, besuchten sie die „Halle des Lernens“. Wer denkt da nicht an Mabel Collins, die ebenfalls ihre Erkenntnisse in einer „Halle des Lernens“ empfangen haben will. Und noch eine Merkwürdigkeit fällt auf: Ausschließlich männliche Feen sind es, die an dem Unterricht, der sich durch mehrere Jahrtausende erstreckt, teilnehmen. Gut müs-

sen sie gerüstet sein für unsere Welt. Das Leben als Gnom oder Elf war noch ein vergnügliches Sein; der Regen brachte Erfrischung, Winde wurden als sanft, erregend empfunden. Jetzt aber lernen sie die Jahreszeiten mit allen ihren Umbilden kennen, worunter sie vorerst sehr zu leiden haben. Ehe sie sich in der Ätherzone der Erde inkarnieren, ergeht es ihnen wie den menschlichen Egos; viele Jahre müssen sie oft harren, bis endlich die passenden Verhältnisse sich für ihr künftiges Wirken ergeben.

Ein Jahrhundert arbeiten sie emsig in der Stoffwelt, bereichert mit vielen Erfahrungen kehren sie ins Astralland zurück, wo sie sich für den nächsten, höheren Wirkungskreis vorbereiten, entweder für eine ganz spezielle Tätigkeit oder sie streben danach, Lehrer ihrer weniger entwickelten Feenbrüder und -schwestern zu werden.

Die Feen niedrigerer Stufen verfügen bloß über allgemeine Grundkenntnisse hinsichtlich der Elemente. Noch arbeiten sie mit allen, insbesondere mit Feuer, Luft und Wasser. Auf fortgeschrittener Stufe entscheiden sie sich für ein bestimmtes Element, welches dann ihre ganze Aufmerksamkeit, Intelligenz und Energie beansprucht.

Daphne Charters unterscheidet in dieser Hinsicht vier große Feengruppen:

a) Naturfairies (Naturfeen)

Keine allzu glückliche Bezeichnung, wie mir scheint, schließlich sind es ja durchwegs Naturwesen, die uns hier beschäftigen. Wahrscheinlich wollte Frau Charters damit sagen, es handle sich hier um eine Feengattung, die weder mit Feuer, Luft noch Wasser zu tun hat, im eigentlichen Sinne auch nicht mit der Erde, die ja den Gnomen vorbehalten ist. Es mag überhaupt befremden, daß die Gnomen in den vier Hauptgruppen nicht miteinbezogen sind, sondern als tiefer stehende Wesen eine Sonderstellung in der Charterschen Klassifizierung einnehmen, ähnlich den Elfen, die ja eigentlich gleichfalls den Fairies zugezählt werden müßten und zwar mit einiger Berechtigung wohl dem luftigen Element. Es sind eben Unterschiede, abgeleitet von der Entwicklung her. Zudem erwähnt D. Charters neben den Naturfairies die innerhalb der Wohnung tätigen Hausfairies.

Den Naturfeen gehört das freie Feld, wo sie sommers wie winters tätig sind von der Morgen- bis zur Abenddämmerung; allein auch unsere Gärten liegen in ihrem Wirkungsbereich, unsere Behausungen gehören zum Tätigkeitsfeld der vorhin genannten Hausfairies.

Zu Feen geworden, leben diese Wesen zunächst in menschenleeren, unkultivierten Gegenden. Nach zwanzig Jahren ungefähr suchen sie einsamere Landgärten auf, um sich der menschlichen Ausstrahlung anpassen zu lernen. Erst dann setzen sie sich in kleinen, später größeren Ansiedlungen den Menschen und dem damit verbundenen Lärm aus. Wieder nach etwa zwanzig Jahren sind sie soweit, in einer Stadt, vorerst in deren ruhigeren Teilen, kleine Privatgärten zu pflegen, späterhin inmitten lärmenden Gewoges große öffentliche Parkanlagen zu betreuen.

Jeder Wechsel ist verbunden mit neuen Ängsten, neuem Unbehagen; jedes gelungene Unternehmen aber steigert zugleich ihre Kraft, ihr Glücksgefühl.

Selbst haben sie entschieden, welchem Arbeitszweig sie sich auf Erden widmen wollen. Dementsprechend sind sie geschult worden, je nachdem, ob sie mit Bäumen oder Blumen, mit Gewächsen, die am Boden gedeihen, oder solchen, die zur Höhe streben, sich beschäftigen wollen. Zumeist wählen die männlichen Feen die schwierigere Arbeit mit Bäumen, während die weiblichen sich mehr den Gesträuchern und Blumen widmen.

So besteht eine ihrer Aufgaben darin, den Pflanzen Kraft zuzuführen. Haben sie aber einmal gelernt, die winzigen Äthergeschöpfe zu dirigieren, dann überlassen sie diesen das Zuführen von Kraft und sparen die eigene für die Behandlung ganzer Gebietsabschnitte.

Dieser Bericht Charters über die Tätigkeit der Naturgeister deckt sich ohne weiteres mit einer Formulierung Jinarajadasas:

„Zahllose Baumeister, große und kleine, sind stets an der Arbeit, Zellen zu bauen, Organe zu gestalten, den Blumen Form und Farbe zu geben und von den Mendelschen Faktoren jene auszuwählen, die am besten für die besondere Art geeignet sind, deren Vorbild ihnen von den leitenden Devas vorgelegt ist.“

Es fragt sich nur, kennt Frau Charters Jinarajadasa? Sehr zu kämpfen haben die Naturfairies mit dem Wetter und den irdischen Insekten; denn vordem kannten sie nur die weniger bössartigen des Astralreiches. Mühevoll ist es für sie, Beherrscher der Insekten zu werden, diese nach Belieben zu leiten, was zunächst große Anstrengungen kostet, da die Schwingungen der physischen Insekten den Feen arg zu schaffen machen.

Noch schwerer ist das Überwinden der Elementale, die oft in das Gebiet der Feen einfallen. Wehe, wenn sich die Fairies von diesen Schädlingen überrumpeln lassen. Für Jahre hinaus verlieren sie das Bewußtsein. Andere Feen müssen sich dann ihrer annehmen, um allmählich dem Übel Herr zu werden.

Sicherlich, die bedrängten Feen sind nicht allein, doch hier, in der Äthersphäre, ist ihnen die Sicht verlorengegangen, und weil sie ihre Helfer auf astralem Plane nicht mehr schauen können, glauben sie, verlassen in ihrem Kampfe zu sein.

Feen, die in den Häusern leben, beaufsichtigen gleich ihren Gefährten draußen im Freien die Unites und Minutes und halten sie zur Arbeit an.

Besonders fortgeschrittenen Feen obliegt die Arbeit mit Gedankenformen. Dieselben sind für sie nicht nur sichtbar, sondern sie können diese sogar berühren. Sowohl die eigenen Gedanken sind es, mit denen sie arbeiten — und die immer schöner werden, je mehr sich eine Fee oder eine Feengruppe entwickelt —, wie auch die Gedanken der Menschen, die sie für ihre Zwecke zu benützen wissen.

Neben sonstigen Hilfeleistungen steht obenan die Hilfe bei Behandlung von Kranken.

Außer Arbeit und Erholungspausen sind weitere Kraftquellen — Essen und Trinken und natürlich auch wieder die Liebe, in der sie mancherlei Arten des Kraftaustausches üben. Liebe ist für sie eine eigenartige Sache, wobei es nur ein Bindeglied gibt, die Liebe als solche. Ist sie entschwunden, dann trennen sich die Partner ohne Schwierigkeiten. Jedem steht es frei, das Wesen zu wählen, mit dem er Kraft und Zuneigung austauschen will. Es ist ihnen vergönnt, eine Ekstase zu erleben, die den ganzen Körper erfaßt; ein Glücksempfinden, dem im Irdischen nichts gleichkommt.

Ist es nicht eigenartig, müßte es nicht zum Nachdenken anregen, daß bei diesen Naturwesen auf gegenseitigen Kraftaustausch, bei den höheren zudem auf Ekstase soviel Wert gelegt wird? Zustände, die die allgemeine menschliche Liebesbetätigung wenig oder kaum noch kennt. Ansätze dafür finden sich höchstens in der Karezapaxis und in den nicht immer ganz leicht durchführbaren Formen der Gnostischen Ehe und gewisser Runenkulte.

Manche der Feen sind völlig gestaltlos; als Lichtformen ruhen sie oder sie arbeiten als solche, indem sie die Pflanzen kräftigen. Die Helligkeit, der Glanz sowie die Farben dieser Feenlichter entsprechen dem Entwicklungsgrad, der Tätigkeit und dem Geschlecht. Männliche Feen erscheinen zumeist grün, rot, blau, bernsteinfarben, weibliche hellviolett, cremefarben, orange, blau, blaßrosa, blaßgold. Ohne Gestalt, nur als Lichtform, sind ihre Erfahrungsmöglichkeiten eng begrenzt. So könnten sie wohl — Charters behauptet es — sich freuen, aber nicht lachen, wohl traurig sein, jedoch nicht weinen; ebensowenig vermögen sie eine Liebesekstase zu erleben.

Aus diesem Grunde bilden sich die Feen lieber einen Körper, dessen Größe bis zu einem gewissen Grade ihrem Ermessen anheimgestellt bleibt. In der Regel ziehen sie es vor, klein zu bleiben. So gibt es welche, die kaum sechs inches (etwa achtundzwanzig Zentimeter) übersteigen, andere allerdings sind mehr als einen Fuß hoch, und Feen höheren Grades genießen das Vorrecht besonderer Körpergröße, welche oft die des Menschen in den Schatten stellt. Eine Fee kann sich kein schöneres Aussehen geben, als Charakter und Reifezustand es bedingen.

Einige von den Feen lassen sich Flügel wachsen. Vorbilder hierfür sind ihnen Biene, Motte und Schmetterling.

Eine Stufe höher als die Naturfeen, doch ihnen noch angehörend, sind die

Farrices

Den Farrices obliegt die Leitung bei der Durchführung von Heilungsprozessen. An die hundert Jahre werden sie für diesen speziellen Zweck vorbereitet.

b) Wasserfeen (*Waterfairies*)

Sie teilen sich in Inlandwasserfeen und Meeresfeen. Die männlichen Führer der ersteren sind die Undines, die weiblichen die Wallines.

Die *Waterfairies* sind es, die das Wasser bis ins Innerste seines Elementes kennen und beherrschen. Sie weisen ihm mit ihrer Kraft den Weg, wobei ihnen Abermillionen kleiner Wesen, die *Minutes*, helfen. Sollte dies vielleicht die Erklärung sein für ein bisher kaum genügend entschleiertes Naturphänomen? Schwerkraft, Gefälle u. ä. allein tun es nicht! Sehen wir uns nur einmal das Gewirr von Bächen, Flüssen und Strömen an, das wie Adern die Lande durchzieht.

Ansonsten verläuft ihr Leben verhältnismäßig ruhig.

Weit härter hingegen ist die Arbeit der Meeresfeen, bei denen es daher mehr Männer als Frauen gibt.

Ständig wachen die *Nerenes* und *Ensines* über die Wogen, was blitzschneller Entschlüsse bedarf sowie außerordentlicher Behendigkeit. Große Strecken sind oft im Bruchteil von Sekunden zurückzulegen. Besonders stürmischer Seegang erfordert schärfste Konzentration, um größere Schäden an der Küste zu vermeiden.

Seeleuten, mit denen sie die gemeinsame Liebe zum Meere verbindet, stehen sie gerne bei in ihren Nöten. Gut täten daher jene, in Augenblicken der Gefahr sich an die Wasserfrauen zu wenden. Vertrauensvolle Hilferufe erleichtern den Undinen ihr Rettungswerk. Helfen zu dürfen, stimmt sie froh und glücklich.

Bei ruhigem Wetter treiben die *Nixen* auf den Wellen oder sie spielen miteinander und jagen sich gegenseitig.

Alles dieses finden wir auch bei Bänzner, fragt sich wiederum, hat Frau Charters vor Abfassung ihres Buches Bänzners Schrift gekannt?

Liebe ist ihnen nicht fremd. Wer aber keine Geliebte findet, was infolge Überwiegen der männlichen Wasserfeen leicht vorkommen kann, der läßt sich einfach von den Wogen sanft umspülen, was ihm die Liebkosungen der Geliebten ersetzt. Kein Wort aber auch bei Charters von den mordgierigen

Sirenen, so erfreulich es ist, daß sie, im Gegensatz zu Bänzner, die aus Mythos und Fabel her bekannten Wassermänner mit- einbezieht.

c) Die Luftfeen (*Airfairies*)

Es sind dies die *Wallotes* und *Arienes*, deren Kraft die Luft bewegt. Der Winde Entstehen vorbereitend, beaufsichtigen sie die Luftströmungen unentwegt, denn wie es Wasserwege gibt, gibt es auch — wiewohl für uns nicht feststellbar — Luftkanäle. Gleich den Natur- und Wasserfeen müssen sie ständig auf ihrem Posten sein, damit nicht böse Elementale Zerstörungen anrichten. Schwindet ihr Einfluß über das Luftelement, dann haben die Stürme freie Bahn, zum Schaden der Menschen wie zum Nachteil der Feen. Ständig lauern Wesen, deren Lebenselement Schrecken, Elend, Vernichtung sind, darauf, jede Unachtsamkeit, den geringsten Fehler der Luftfeen zum eigenen Vorteil auszunützen.

Ob nicht darunter die dämonischen Störenfriede zu suchen sind, die tobenden Sturmgeister, von denen der Deva Marusi der Mrs. Charters gegenüber merkwürdigerweise nichts erwähnt?

Das Aufgabengebiet der Luftfeen ist der gesamte Luftbereich in allen Schichten. Den Vögeln gleich bewegen sie sich in ihm, ruhen daselbst, wo keine Winde sie stören.

Obzwar sie mit den Menschen wenig Kontakt haben, sind sie dennoch stets zur Hilfe bereit, sofern sich jene mit ganzer Glaubenskraft an sie wenden. Sind sie es etwa, die Unwetter abwenden helfen?

Luftfeen arbeiten gerne paarweise, Seite an Seite mit dem erwählten Liebespartner.

Nicht nur an Größe (sieben bis acht Fuß, also etwa zwei bis zweieinhalb Meter) übertreffen sie den Menschen, auch an Ebenmaß der Gestalt, Schönheit der Gesichtszüge, Anmut der Bewegung überragen sie alles, was wir hier im Irdischen als schön empfinden.

d) Die Feuerfeen (*Firefairies*)

Die *Farisilles* und *Schallores* werden als die geschicktesten unter den Naturgeistern gerühmt; denn das Element Feuer ist am schwersten zu leiten.

Also kann es sich nicht um die teuflisch nach Feuersbrünsten gierenden Salamander der Bätznerschen Klassifizierung handeln. Den Feuerfeen der Mrs. Charters obliegt ja gerade die gegenteilige Aufgabe: Das Feuer innerhalb seiner ihm zugestanden Grenzen zu halten, wobei sie sich nötigenfalls den Wind zunutze machen, damit er das Feuer zurücktreibt, oder sie nehmen die Hilfe der Menschen in Anspruch, die bei ihren Löschaktionen das Wasser einsetzen.

Jedenfalls sind die Farisilles und Schallores, ganz im Gegensatz zu den Salamandern, wie sie schlechthin geschildert werden, keine Schadenstifter. Diese Feuerwesen sind sogar bemüht, so den Blitz zu leiten, daß er möglichst wenig Unheil anrichtet, es sei denn, ein gebieterisches Karma zwingt ihn als Zuchtrute dreinzuschlagen.

Den weiblichen Schallores liegt diese aufregende Arbeit weniger. Dafür setzen die ihnen auch zahlenmäßig überlegenen, abenteuerlichen Farisilles bei der Kontrolle des Feuers ihre ganze Kraft und Intelligenz ein.

Von allen Naturwesen müssen sie die schnellsten sein, zudem die Eigenschaft besitzen, jederzeit ruhig, beherrscht, ohne langes Überlegen zu entscheiden; denn allerorts lauert der Feind.

Kund ist ihnen das Geheimnis, welches das Element Feuer birgt. Sie kennen seine Eigenschaften, wissen seine fressende Kraft zu bändigen, sie auszuwerten zum Nutzen der Menschen.

Mehrere Jahrtausende Studien liegen hinter ihnen.

Ausgedehnt ist ihr Betätigungsfeld und viel wohl wäre noch darüber zu sagen, menschliche Unzulänglichkeit leider kann es nicht in Worte fassen, bedauert Daphne Charters.

Perioden der Ruhe verbringen die Feuerfeen in der dem Feuer zugrundeliegenden Essenz, die voll des Lebens. Aus diesem schöpfen sie die für ihre gefährliche Tätigkeit so notwendige Kraft. Allein mehr noch: Während sie sich in der Uressenz des Feuers entspannen, werden ihnen Erkenntnisse kund aus übergeordneten Regionen. Dies bedeutet Erfüllung für sie und kommt dem Besitz eines geliebten Wesens gleich.

Manchmal wohl suchen sie nach einem Liebesgefährten; finden sie ihn, so erfahren sie ein noch größeres Glück.

Über Gestalt und Aussehen der Feuerfeen wurde meines Wissens nichts verlautet.

*

Jede Feenklasse hat wie bei Erhard Bätzner seine Führer. Diese sind die Lehrer, die Erzieher der Feen. Unbedingter Gehorsam ist die erste Forderung, die sie stellen. Alle wichtigen Operationen unterstehen ihrer Leitung. Jeder Fairy, der sich bemüht, Hervorragendes zu leisten, kann Lehrer werden. Lehrer und Lehreranhänger, die sich für besonders verantwortliche Arbeiten heranbilden wollen, werden erzo- gen von den

Farillis.

Es sind dies jene weit fortgeschrittenen Feen, die, nachdem sie die dazu nötigen Fähigkeiten erworben haben, weiteren Unterricht in der „Halle des Lernens“ empfangen.

Für fünfzig Jahre verbleiben sie als Lehrer ihrer Gruppe, die sie vor Antritt ihres Studiums verlassen hatten. Späterhin steigen sie eine Stufe höher und werden zu

Aspirites,

zu jenen Wesenheiten — jede Feenklasse weist sie auf —, tätig als Organisatoren, die die Ausführungen der Pläne anordnen.

Gewaltig ist ihre geistige Kraft, mächtig ihr Einfluß bei Bekämpfung von Fluten, Stürmen und Feuerswut. Eine Macht geht von ihnen aus, nicht allein beschränkt auf unsere Erde, hinübergreift sie auf andere Planeten und wirkt dort wie hier.

Aspirites sind es auch, welche die Krankheiten als solche bekämpfen. Die individuellen Krankheitsfälle aber überlassen sie den dafür zuständigen Heilfeen (Healing-Farrices).

Ruhen die Aspirites, so ruhen sie in der vereinigten Essenz aller vier Elemente, hingegeben dem spirituellen Influxus, der die Region erfüllt, in der sie leben. Diese ekstatische Hingabe, ihre Arbeit und das Erahnen noch weitaus herrlicherer Ekstase erfüllen sie ganz und gar, so daß keinerlei sonstige Wünsche sie bewegen.

Den Aspirites folgen die

Hiarrus,

die Bereiter der Pläne, nach denen Vorgenannte arbeiten, Schöpfer großer Ideen; und die auf der Endstufe der Feenevolution stehenden

RA-ARUS,

gleichzusetzen den Erzengeln der Menschheitsevolution.

Gemeinsam mit hohen Führerintelligenzen der anderen Evolutionsketten — wechselseitig mit diesen ihre Kraft vermehrend, sich gegenseitig inspirierend — herrschen sie in den Weiten des Universums.

Soweit die Botschaft des Deva Marusi über die Evolution der Feen an Mrs. Charters.

Erhard Bäckers Theorie über die Entstehung der Naturgeister

Mögen immerhin die Theorien in verschiedenen Punkten auseinandergehen, in einem stimmen sie überein: Die Naturgeister unterliegen einem eigenen Evolutionsprozeß, unabhängig von dem der Menschen. Sie treten, wenngleich nicht leicht zu überschauen, in das Sein, sterben auf ihrem Daseinsplan, gehen über in einen anderen, treten abermals in Erscheinung und so fort, Stufe um Stufe an Reife gewinnend.

Dem zwar widerspricht der Altmeister aller Magie, Paracelsus von Hohenheim, für den, wie gesagt, die Naturwesen wohl „Menschen sind, aber doch dem Tiere gleich ohne Seele“. Seien wir in unserem Urteil vorsichtig, da wir nicht mit Bestimmtheit wissen, wie es der Hohenheimer verstanden haben wollte. Vergessen wir nicht, wir haben es bei den Elementargeistern mit einem anderen Strom der Evolution zu tun als es der unsere ist; infolgedessen unterliegt jener wahrscheinlich anderen Naturgesetzen.

Zudem sei nicht außer acht gelassen, daß wohl innerhalb jedes Elementes die *verschiedenartigsten Gattungen* ein und derselben Art hausen. Ein Erdgeist ist demnach nicht unbedingt wie der andere. Spricht der eine Autor von zerstörungswütigen Salamandern, so muß der andere keineswegs im Unrecht sein, berichtet er von sehr nützlichen, verant-

wortungsbewußten Feuerwesen oder von Luftgeistern, die die Winde lenken und ausschließlich positive Arbeit leisten, im Gegensatz zu dem im Taumel der Vernichtung sich austobenden Sturmgeistern. Offenbar ist es im Elementarreich so wie etwa im Tierreich. Kein Zoologe gibt sich zufrieden mit der summarischen Bezeichnung Katze; und wie verschiedenartig erst sind die Menschen zerspalten in Rassen und Völker; ein Babel von Sprachen, ein Kunterbunt von Farben. Sollte es schließlich im Reiche der Elemente anders hergehen als sonstwo in der stoffgewordenen Schöpfung? Theonische Gestaltungsmächte wider dämonische Zersetzungskräfte hier wie dort!

Bei einigem Überlegen also schalten anscheinende Widersprüche aus, unüberbrückbar jedoch dürfte Bäckers Theorie über die Entstehung der Naturgeister anmuten.

Nichts ist einzuwenden gegen seine Formulierung: „Naturgeister sind verstofflichte Naturkräfte, deren Materie einer anderen Welt angehört“, nichts gegen die Behauptung, derzufolge Naturgeister einen besonderen Strahl der Evolution darstellen, wobei sich immer reinere, schönere Formen entwickeln, Gestalten, die mehr und mehr den Tieren und Menschen sich angleichen.

Geteilt schon aber mag die Meinung sein, hören wir: Sie besäßen keine Individualität und seien deshalb auch nicht unsterblich; ähnlich den Tieren hätten sie „kein Selbstbewußtsein, keinen Begriff von hohen Prinzipien, von Geburt und Tod, keine Sehnsucht nach Unsterblichkeit“. Und da „sie keine seelischen Wesenheiten“ seien, so vollziehe sich die Auflösung eines Naturwesens „wie das Verdunsten einer Flüssigkeit unter großer Hitze“. So verlöre sich denn die Lebenskraft „durch Ausschwingen gleich einem verklingenden Tone“.

Unentwickelt ist das Bewußtsein der Naturgeister; „sie sind die noch nicht zum eigenen Willen erwachten Seelen der Elemente, blinde Kräfte der Natur“ (und doch vermögen diese „blinden Kräfte“ — Bäckers eigenen Erzählungen zufolge — erstaunlich sinnvoll zu handeln!).

Angeblich gehorchen die Naturwesen jedem starken Willensimpuls. Ist dieser nur zwingend genug, so führen sie das aus, was ihnen aufgetragen wird.

Nun zur Frage des Entstehens der Naturgeister. Man staune: Entgegen den verschiedenen Hypothesen sieht Bänzner in den Naturgeistern „Verkörperungen des selbstlosen bzw. selbstsüchtigen Willens der Menschen“, Formwerdungen, die er „als Schöpfungen des Manas, des Denkprinzips“, bezeichnet. Also der „starke, von magischer Kraft erfüllte Wille des Menschen“, schlechthin ist es, der — „sei es bewußt oder unbewußt“ — Naturgeister erschafft.

„Die individuellen Kräfte, Fähigkeiten und Empfindungen, die in der Seele des Schöpfers liegen, bilden auch die Grundkraft des entstandenen Naturgeistes.“ Was nach Bänzner wörtlich so zu verstehen ist: *Sylphen* entstehen durch schöpferische Gedanken der Kunst, Schönheit und Reinheit; *Nixen*, sofern der künstlerische, geniale Mensch mehr die materielle Seite eines Ideals betont; *Gnomen*, richtet er seine Tätigkeit mehr auf Körperkraft oder auf die Durchführung naturwissenschaftlicher oder technischer Probleme. *Feuergeister* erzeugt mit seinen Gedanken der schöpferische Mensch, wofern er sehr triebhaft und leidenschaftlich ist, zudem erfüllt bei seinem Schaffen von Launen, Selbstsucht, Ehrgeiz und ausschweifender Phantasie. Genau wie die eben Genannten sind selbstverständlich (?) auch die *Sturmgeister* mit ihren Titanenkräften bloß ein Produkt menschlicher Denk- und Schöpferkraft. Sie sind gewissermaßen das Spiegelbild menschlicher intellektueller, äußerst selbstsüchtiger Riesen, boshafte, rohe, gewalttätige Naturen, deren selbstsüchtiger Ehrgeiz einzig und allein auf Stärkung der vergänglichen Persönlichkeit hinarbeitet.

Freilich, geistig hochentwickelte Menschen vermögen „hochintelligente Naturgeister ins Leben zu rufen, die die obersten Führer ihrer Gattung darstellen“.

Leitende Mächte des Weltalls, „Meister“ und „Adepten“, schaffen sich Naturgeister als „Werkzeuge zur Erfüllung ihrer erhabenen Aufgabe der großen Welt- und Menschheitsentwicklung“. (Hieße es nicht besser vielleicht, bedienen sich? Dann wäre wohl kaum etwas dagegen einzuwenden.) Obwohl bloß Gedankenformen stark magisch veranlagter Menschen, läßt Bänzner die einzelnen Naturgeister dem Bereich einer bestimmten Gruppenseele angehören, ähnlich den Tieren, nur stellt er die Naturwesen höher und spricht ihnen

Fähigkeiten zu, die mitunter die des Menschen weitaus übertreffen.

Ist es nicht weiter höchst merkwürdig, um nicht zu sagen widersprechend, wenn es einerseits heißt: Der Wert der Naturgeister solle nicht überschätzt werden, da sie ja bloß „vergängliche Erscheinungsformen“ seien, „seelenlose Wesen, die keine Vernunft, die keinen Geist und keine Individualität“ besäßen — andererseits wir aber lesen, es stehe im Vermögen der Naturgeister, sich zu veredeln, sich aus „eigener Kraft von ihrer Sphäre loszulösen und in höhere Zustände (!) überzugehen“.

So zum Beispiel gewinnen sie tiefe Einblicke in die physikalischen Gesetze durch Beobachtung des Pflanzenwachstums usf. Des weiteren entfalten sie die „Eigenschaften der Hilfsbereitschaft und des Gehorsams durch Pflege der Minerale, Metalle, Pflanzen und Tiere sowie Zuneigung zum Menschen“.

Besonders durch Umgang mit dem Menschen entwickeln sich die Kräfte und Eigenschaften der Naturgeister, so u. a. die Kraft der Unterscheidung. Positive, bejahende, harmonische Gedanken stärken Gnomen, Nixen und Sylphen, dagegen schwächen, ja lähmen sie geradezu Disharmonie, Egoismus und niedere Begierden; teuflische Willensimpulse, Haß, Bosheit, Neid, Rachegefühle sollen sogar ihr Leben bedrohen. Was allen diesen schadet, stärkt die Feuer- und die Sturmgeister.

Ist es nicht mehr als erstaunlich, was Geschöpfe zu leisten vermögen, deren Eltern lediglich der menschliche Gedanke ist? Geschöpfe — seelenlos — ohne Vernunft, ohne Geist! Ja, was denn nur, ist die berechtigte Frage, entwickelt sich bei ihnen? Wer oder was in ihnen sammelt die gemachten Erfahrungen, speichert die erworbenen Kenntnisse auf? Wer lernt das Überlegen, das Sichentscheiden? Wer urteilt, plant, erwägt?

Nein, und nochmals nein! Wenn wir schon die Existenz solcher Wesenheiten gelten lassen, dann wahrlich müssen sie schon aus der Transzendenz stammen, nicht aber bloße „Gedankensplitter“ selber noch sehr der Entwicklung bedürftiger Geschöpfe sein, wie wir es nun einmal sind.

Da ich mich jedoch bei diesen Ausführungen auf Bänzners

Buch vom Jahre 1924 stütze, ist es durchaus möglich, daß er diesen arg anfechtbaren Standpunkt inzwischen aufgegeben hat.

6. Was mitunter verwechselt wird : Elementargeist — Elementalwesen

Zur Klarstellung: Außer der Bezeichnung Elementarwesen stoßen wir bisweilen auf das ganz ähnlich lautende Wort Elementalwesen.

Drücken nun beide Wörter dasselbe aus oder beziehen sie sich auf zwei verschiedene Begriffe?

Streng genommen ist letzteres der Fall, leider aber steht oft elemental auch dort, wo unbedingt elementar stehen müßte, und zwar stets, wie leicht ersichtlich, im Zusammenhang mit den Elementen.

Selbst die gute H. P. B. nimmt es damit nicht immer allzu genau. Auch für sie sind die Elementale „Naturgeister niederen Grades“. Bei Charters Rudimes könnte dies unter Umständen der Fall sein.

Die Bezeichnung elemental ist uns zwar keineswegs fremd, wir brauchen uns nur an die Elementalessenz der übersinnlichen Daseinspläne zu erinnern, von der im vorhergehenden Abschnitt die Rede war.

Diese Elementalessenz ist es, mit der wir uns hier beschäftigen wollen. Vorweg sei bemerkt, daß sie in engerem Sinne mit den Elementargeistern nichts zu tun hat, wohl aber (jetzt ist der Ausdruck recht am Ort) mit den Elementalwesen, von denen ein Großteil tatsächlich vom Menschen geschaffen ist und unentwegt geschaffen wird. So gesehen hat Bänzner voll- und unentwegt geschaffen wird. So gesehen hat Bänzner voll- auf recht, Elementale werden hervorgerufen „durch Vibrationen der menschlichen Gedanken und Empfindung“, die Gefühlsimpulse nicht zu vergessen.

Zuvor aber noch einiges über die Elementalessenz, wie sie der Theosoph verstanden haben will.

Demzufolge ist die Elementalessenz Leben, „das noch an keine feste oder bleibende Form gebunden ist. Der Stoff der Astral- und Mentalwelt ist an sich, d. h. ohne Bezug auf eine Seele, die daraus einen Träger macht, belebt, und zwar mit einer besonderen Art von Leben, das äußerst empfindlich

und lebenssprühend ist, aber doch kein selbstständiges Wesen hat“. Diese Klarstellung sei festgehalten. Dem Elementarstoff eignet nichts, was Eigenständigkeit bedingt.

Und weiter Jinarajadasa: „Diese Elementalessenz ist sozusagen in einem kritischen Zustande, bereit, im selben Augenblick, in dem sie von einer Schwingung eines Gedankens getroffen wird, die dem Geiste eines Denkenden entstammt, in Gedankenform überzugehen. Je nach der Art, Beschaffenheit und Kraft entsteht die Gedankenform aus der Elementalessenz der Astral- oder Mentalwelt. Diese Gedankenformen sind vergänglich oder bleiben durch Stunden, Monate oder Jahre bestehen, und deshalb können sie den Bewohnern der unsichtbaren Welt zugezählt werden, sie werden ‚Elementale‘ genannt.“

Nicht in Widerspruch zu dieser These — soweit wenigstens, was die Elementalessenz und die Kraft anbelangt — befindet sich Erhard Bänzner, wenn er sich dahingehend ausspricht: Gedanken seien stofflicher Natur auf ihrem Plane, sie verbänden sich ihrem Charakter gemäß mit „den im Weltall unoffenbar ruhenden Kräften“. Weiter erläutert er: „Diese Verbindung wirkt nunmehr auf die ätherische und astrale Substanz ein, hüllt sich in eine diesem Gedanken entsprechende Form und stellt so ein durch den Willensimpuls des Schöpfers belebtes Wesen dar, das durch die Wiederholung des Gedankens immer neue Kräfte erhält.“

Kein in der Magie Bewandertes wird dem widersprechen, höchstens, daß er noch auf die mit den Gedanken eng verbundenen Gefühle hinweist, die jenen erst den dynamischen Schwung verleihen, auf die Emotionen, die der Elementalessenz ihren Stempel in Form und Farbe aufdrücken.

Man kann noch weiter mit Bänzner konform gehen, ihm bestimmen, daß derlei vom Menschen hervorgerufene Elementalwesen Charakter wie Intelligenz eines Naturwesens beeinflussen können — grundlegend jedoch müssen sich die Ansichten scheiden, so er behauptet, diese Elementalformen seien bereits solche Naturgeister und deren charakterliche Veranlagung werde bei ihrer Entstehung bestimmt durch die beim Menschen vorherrschenden Gedanken.

Nun noch die Ausführung eines Adepten, übermittelt von Franz Hartmann, über Gedanken und Gedankenformen:

„Jeder Gedanke, den der Mensch denkt, geht, sobald er ausgebildet ist, in eine andere Welt (Daseinsstufe) über und wird dort eine selbständige Individualität, indem er sozusagen mit einem mit seiner Natur korrespondierenden ‚Elemental‘ zusammenschmilzt, d. h. er vereint sich mit einem halbintelligenten Wesen jener Reiche. Dort lebt er als eine rätige Bewußtseinsform, als ein Produkt des Gemütes, eine längere oder kürzere Zeit, je nach der Intensität der Gehirntätigkeit, die ihn schuf. So wird ein guter Gedanke zu einer wohlthätigen Macht und ein böser zu einem boshaften Dämon.“

Diese Zeilen decken sich mit dem bisher Erörterten, neu ins Auge springend tritt hinzu: daß der Gedanke mit einem seiner Natur verwandten Elemental sich verbindet.

Zwei Möglichkeiten also bestehen vermutlich für eine solche Verbindung, so die eine, von der bisher die Rede war: Der gefühlsgeschwängerte Gedanke setzt die ihn umgebende Elementalessenz in Vibration, die sich sodann zu einem Elemental formt, und zwar wird die betreffende Gedankenschwingung stets die Elementalessenz desjenigen Planes und seiner Unterebene ansprechen, welche der Struktur seines Charakters entgegenkommt. Triebgepeitschte Gedanken werden sich folgerichtig mit der größten Essenz der niedersten Astralebene vereinigen. Auf diese Art und Weise entstehende Elementale bevölkern alsdann die dämonische Seite der außersinnlichen Welten.

Nun zur zweiten Kategorie, auf die der Adept hinzuweisen scheint. H. P. Blavatzky spricht gemeinhin hier von Elementalen als den niedrigsten aus der zahlreichen Hierarchie der schöpferischen Kräfte, die keine eigene Form besitzen, „sondern jene Form annehmen, entsprechend den sie umgebenden Bedingungen“.

Unter diesen wiederum finden sich niedere und höhere. Die höheren Elementale, schreibt sie, besäßen immerhin schon „eine ihnen eigentümliche Intelligenz“, freilich nicht an die des denkenden Menschen herankommend, eher mehr dem Instinkt eines Tieres gleichend.

Da nun solcherart Elementale jede Form der sie umgebenden Bedingungen annehmen, so wäre es jedenfalls denkbar, daß starke, impulsgeladene Gedanken mit einer gleichartigen

Elementalschwingung des Kama-Loka verschmelzen und somit Wesen einer besonderen Gattung darstellen.

Diese sind dann offenbar mehr als lediglich „Produkte der Imagination“, mehr als gewöhnliche Gedanken- und Willensformen (Psychogone — „Mara-Rupas“), mehr als nur Ausflüsse der Begierden und Leidenschaften, es sind bereits Wesenheiten, handelnd nach einem ihnen eingepflanzten Leitbild; niemals freilich selber wollend oder gar überlegend. Nicht anders verfolgen sie ihr Ziel als eine aus der Flinte abgeschossene Kugel.

Dies gilt jedoch nicht, wenn sich Intelligenzen der jenseitigen Sphäre solcher Elementale bedienen, in deren Feinstoff sie sich zuweilen hüllen. Gleichweise trifft dies auf die Elementargeister zu, die ja sowieso in dem Ruf stehen, Meister in der Erzeugung imaginärer Bilder zu sein. Weit besser als wir, fast ausschließlich unbewußte Schöpfer unserer Vorstellungswelt, verstehen die Elementarwesen sich darauf, mit der Elementalessenz zu arbeiten, ebensogut mit bereits vorhandenen Elementalen sowie mit unseren Gefühls- und Gedankenenergien. Kundige Beherrscher dieser Vielfalt von Schwingungen sind sie, keineswegs aber — nochmals sei dies betont — vom Menschen herstammende Elementale!

Übrigens, daß es nicht vom Menschen abhängt, ob Elementargeister die Schöpfung bevölkern oder nicht, geht desweiteren deutlich hervor aus einer Abhandlung Blavatzkys über das Wesen des Feuers und seiner darin lebenden Geschöpfe: Feuelementale und Salamander.

Äther ist für H. P. Blavatzky gleichbedeutend mit Feuer, dessen niederster Teil die sichtbare Flamme ist. Das Feuer aber als solches in seinem höchsten Aspekten, als Ding an sich, „ist die Gottheit in ihrer subjektiven Gegenwart im ganzen Weltall“. Es ist das universelle Feuer, das eine lebensträchtige Element, das sich unter entsprechenden Bedingungen offenbart „als Wasser, Luft und Erde“. — „Feuer ist nach dem rohesten Aspekt seiner Wesenheit die erste Form und reflektiert die Formen der ersten subjektiven Wesen, die im Weltall sind . . .“ — Und nun folgt klar und deutlich: „Die ersten göttlichen chaotischen Gedanken sind die Feuelementale“, die (im Gegensatz zu anderen Elementalen, die „auf diesem Plane Bewußtsein haben, da sie den Menschen

reflektieren“) „kein Bewußtsein auf diesem Plane haben, sie sind zu hoch, indem sie die Gottheit reflektieren“. Verdichtet sich jedoch die Schwingung dieser Feuerelementale, steigen sie nieder in das schon weitaus größere Bereich der irdischen Ätherregionen, hier auf Erden also, dann nehmen sie „Formen an und kommen in der Form der *Salamander* oder niederer Feuerelementale (Elementare wäre freilich der richtigere Ausdruck) in die Flamme gehuscht“.

Dies dürfte denn doch eindeutig genug sein!

7. Welchem verhängnisvollen Irrtum Spiritisten zumeist verfallen

Kaum Notiz von dem möglicherweise Vorhandensein von Elementargeistern haben bisher die Erforscher der mediumistisch-spiritistischen Fakten genommen. Dem auf dem Boden der Wissenschaft stehenden Forscher ist es begreiflicher Weise um handfeste Tests zu tun, die er in der Regel dem menschlichen Unterbewußtsein zugute schreibt, der glaubensbereite Spiritist hingegen brennt darauf, mit abgeschiedenen Angehörigen, mit Freunden und Bekannten zu verkehren; und wie stolz ist er, melden sich zwischendurch Träger großer Namen oder als neueste Attraktion Bewohner ferner Sterne. Voll ist sein Glück, beehren ihn Engel oder Erzengel gar.

Verschwindend gering ist die Zahl derer, die berechnete Zweifel hegen, die forschen und immer wieder forschen, ob dem auch wirklich so sei.

Daß Störenfriede oftmals dazwischenfunken, wer wollte es leugnen? Das sinnlose Kauderwelsch, von Tischen geklopft, von willenslosen Händen gekritzelt, von Medien gelallt, dazu die vielen falschen Voraussagen und all der Schabernack oder gar erst der tolle Spuk hin und wieder: Kann da anderes dahinterstecken als schadenfrohe Foppsgeister?

Wer aber foppt uns? — Abgeschiedene, auf niederer Stufe stehende Spirits. So die allgemeine Antwort zumeist. Demgegenüber meint der in der Magie Erfahrene, nicht ausgeschlossen sei es, daß in besonders krassen Fällen Dämonen ihr Unwesen treiben. — Und diese Dämonen? Wer oder was sind

sie? Gewöhnlich wird erwidert: Astrals von Schwarzmagiern und sonstigem Abschaum. Ebensowohl können es Astralüberbleibsel sein jener, die den zweiten Tod gestorben und eingegangen sind ins Devadan. Astralleichname demnach. Wiederum aber wären es jenseitige Formen ehemaliger Menschen.

Diejenigen, die etwas von noch nie in Menschenleibern inkarnierten Wesenheiten wissen wollen, kommen anscheinend der Sache wesentlich näher; denn über derlei Jenseitsformen berichteten bereits die Alten.

Geister, die sich die Zeit damit vertreiben, „Sterbliche zu belügen, durch Wunder zu täuschen“, deren Hauptstreben dahingehe, „glauben zu machen, daß sie Götter oder die Seelen von Verstorbenen seien“, solche Art von Wesen beschäftigten seinerzeit schon *Porphyrius*, für den sie die Erzeuger böser Leidenschaften waren, die Hervorbringer mannigfaltigen Unglücks, ja selbst den Ausbruch von Unruhen, Kriegen und Revolutionen legte er ihnen zur Last. Ebenso der Talmud kennt solche Wesenheiten. Erinnerung sei an die Legende, die später im Koran ihren Niederschlag gefunden und derzufolge es einem Geist gelungen war, sich Salomons Siegelring anzueignen, worauf er vierzig Tage lang auf des Königs Thron herrschte. Sicherlich einer aus der Schar der „Dschinnis“ oder „Djinnis“, mit denen diverse Suren des Korans sich befassen.

Nach Sure 41, 29 führen sie irre; aus Sure 72, 6 geht hervor, daß Leute bei ihnen Zuflucht suchten, wodurch jene aber nur ihre Torheit mehrten. Allein in derselben Sure heißt es ferner, Djinnis hätten dem Koran gelauscht, und weiter unten (11) sagen diese selbst, die einen seien rechtschaffen, die anderen nicht; denn es seien ihrer verschiedene Scharen.

Eine geradezu furchtbare transzendente Realität scheinen diese Djinnis zu sein, wofern wir das unglaubliche Geschehen, das der Osten mit ihnen in Zusammenhang bringt, für wahr hinnehmen wollen.

Paul Brunton lernte auf seinen Reisen in Bombay einen ägyptischen Magier kennen, der in seiner Jugend von einem alten Manne eingeweiht worden war.

Mahmud Bey, dessen erlernter Beruf Diplomlandwirt war,

führte Brunton ein Experiment vor, bei dem angeblich Djinns als Hauptakteure wirkten.

Er hieß den Journalisten eine Frage auf einen Zettel schreiben, diesen winzig klein zusammenfalten und ihn samt einem Bleistift in die rechte Hand nehmen. Unaufgefordert nannte ihm alsdann der Magier die hellsehend erschaute Frage, hierauf konzentrierte er sich eine Weile scharf und Brunton durfte hernach den Zettel auseinanderfalten. Nicht wenig staunte er, unter seiner Frage die richtige Antwort zu finden.

Zweimal noch wiederholte Mahmud Bey auf Bruntons Wunsch denselben Versuch. Wiederum nannte ihm der Magier die auf dem Zettel befindliche Frage und abermals hatte eine unsichtbare Hand die zutreffende Antwort gegeben. Aber nicht etwa imaginärer Natur waren diese Schriftzüge, ein Brunton bloß Suggestiertes, Nichtvorhandenes; Bekannte, denen er die Zettel zeigte, strafte seine Augen nicht Lüge. Dreißig Djinns gebot der Magier aus Ägypten. Drei Jahre hatte er schwer daran gearbeitet, bis er sie endlich beherrschte; denn Djinns als Diener sind keineswegs immer eine angenehme Sache. Arg böswillige gibt es unter ihnen, „deren sich die Zauberer, vor allem die afrikanischen Mediziner, bedienen“.

Djinns, so erklärte der Ägypter, sind „Bewohner des Geisterreiches, die menschliche Gestalt angenommen haben. Manche sind wie Tiere, andere so klug wie Menschen“.

Aber „man kann sie weder herbeirufen noch anstellen“, wenn man nicht weiß, wie sie heißen. Auf den Namen kommt es also an. Einige der Namen hatte Mahmud Bey den Folianten seines Lehrmeisters entlehnt.

Jeder Djinn hat nur einen ihm eigenen Aufgabenkreis. Anderes vermag er nicht zu bewältigen. Jener, der die Antwort auf Bruntons Zettel schrieb, hätte nicht Bilder im Äther projizieren können, die der Magier hellsehend schaute.

Jederzeit sind die gezähmten Djinns dienstbereit und augenblicks zur Stelle. Es genügt, wenn sich der Magier auf sie einstellt oder ihren Namen arabisch niederschreibt.

Kommt uns da nicht Aladins Wunderlampe aus „Tausend und eine Nacht“ in den Sinn?

In Form einer Erzählung führt uns H. P. Blavatzky das erschütternde Erlebnis eines eingefleischten Atheisten, der um keinen Preis an etwas glauben wollte, vor Augen; ein Erlebnis, das ihm Tage und Nächte fortan zur Hölle machte. In der Ungewißheit über das Schicksal seiner nächsten Angehörigen hatte er sich, damals in Japan lebend, überreden lassen, einen Yamabushi um Auskunft über deren Verbleib zu bitten. Dieser hieß ihn in einen magischen Spiegel schauen, darin er das grausige Ende seiner Lieben erblickte. Er mußte mit ansehen, wie sein Schwager von einer Dampfmaschine, an der er herumbantierte, erfaßt und zu einer unkenntlichen Masse zerquetscht wurde; mußte zusehen, wie seine Schwester über den blutigen Überbleibseln ihres Mannes zusammenbrach und zeitlebens im Wahnsinn, mehr Tier als Mensch, dahindämmerte; schaute das verzweifelte Los der armen Waisen. All das Schreckliche sah er mit an, blieb aber während dieser fürchterlichen Schau im Innersten völlig unbewegt; denn er befand sich in der Gewalt der Dai-Dzins, niedere Luftelementars, „deren Natur seelenlos und daher böse ist“. Daher war ihm in diesen Augenblicken, die nur eine halbe Minute währten, aber das Geschehen von Stunden, Tagen und noch mehr offenbarten, jegliches menschliche Fühlen fremd; Mitleid, Liebe, Erbarmen, Furcht, Angst waren in ihm erloschen. Grauen, Verzweiflung faßten ihn erst, nachdem sich das Normalbewußtsein wieder einstellte, sogleich jedoch siegte wieder der alte Skeptizismus. Bald hielt er das Ganze für eine vom Yamabushi geschickt eingefädelte Gaukelei. Rundweg schlug er das Ansinnen seines japanischen Freundes in den Wind, sich vom Yamabushi reinigen zu lassen. Leichtfertig, brutal spottete er jeder Warnung.

Eine solche Reinigung aber ist unbedingt vonnöten. Der Visionär muß von den Bildern der Dai-Dzins gelöst werden, andernfalls er für immer in deren Gewalt bleibt. Allein wirklich beherrschen kann diese furchtbaren Wesen nur der Arhat, „der Vernichter des Feindes, er hat sie sich unterworfen, er braucht sie nicht mehr zu fürchten. Der keine Macht über sie hat, ist ihr Sklave“.

Zu spät erkannte der Spötter, wie wahr der Japaner gesprochen hatte. In die Heimat zurückgekehrt, vordem schon

auf der Seereise von scheußlichen Visionen verfolgt, die ihm das Unglück anderer zeigten, fand er die traurigen Hellgesichte in allen den entsetzlichen Details bestätigt. Nicht getan damit, das Furchtbare wirkte weiter. Stets aufs Neue führten ihn die Dai-Dzins an die Stätten jenes Grauens, immer wieder mußte er die Szenen abgrundtiefen Leides miterleben; doch nicht mehr fühllos gleich den Dai-Dzins, sondern als Mensch von Herz und Seele. Ausgeliefert war und blieb er diesen scheußlichen Elementargeschöpfen, die unentwegt automatisch wiederholen, was ihnen anbefohlen ward. Kein Eingeweihter vermochte ihn jetzt mehr ihrem Banne zu entreißen, diesen Automatismus abzustellen war fürderhin unmöglich. Unvermindert wirkte dieser weiter, jene unselige Spiegelschau gleich einem Film vor dem Unglücklichen abrollend.

Sollten bloß Ägypter, Araber, Inder, Japaner Dzins, Kabinen, Madans und sonstige Hilfsgeister aus dem Reiche der Elemente für sich in Anspruch nehmen? Kaum. Vermutlich sind die Elementargeister, die Spiritus familiaris eines Agrippa, Paracelsus, Tritheim, Pictorius nichts anderes. Den Dai-Dzins der Luft sind sicher wesensverwandt, wenn nicht gar wesensgleich, jene Gattung von Luftgeistern, die in der mittelalterlichen Magie eine so große Rolle spielen; geht doch jeder der sieben planetarischen Anrufungen des Nettetheimer die Rufung der Luftgeister voraus. Und wird nicht geschildert, wie der oder jener Dämon mit Sturmesbrausen herbeikam? Daß auch die Erdelementare stark beteiligt daran waren, dürfte schon hervorgehen aus der Gleichung: Tiefe — Teufe — Teufel. Ebensovohl könnten Salamander der Erdtiefe darunter gewesen sein.

Damit dürften auch die Teufelspakte in einem neuen Lichte erscheinen. Mit wem anders sonst, als mit einem mächtigen Elementargeist dämonischen Charakters schlossen die damaligen Magier ihren Bund. Da die meisten unter ihnen anscheinend nur Könner niederen oder mittleren Grades waren, bezwangen nicht sie den Dämon, sondern dieser hatte sie längst bezwungen, ohne daß sie es wußten; den Teufel, den sie gerufen hatten, wurden sie nicht los. Nach alledem wäre es gar nicht so ungläubhaft, daß man nachts fürchterliches Rumoren hörte und tags darauf das Magier-

lein mit verrenktem Genick und zerbrochenen Gliedern vorfand. Mit gewissen Gattungen von Elementargeistern ist eben nicht zu spaßen. Ähnlich soll es ja mitunter den Rotkappenmönchen, den Duggas, ergehen; besessen von erdgebundenen Elementarwesen, die wohl zum Schein gehorchen, werden sie schließlich deren Opfer.

Allein, was einstmals war, was heutigentags noch in Tibet und anderwärts möglich sein soll, ereignet sich dergleichen in unseren Breiten nicht mehr? Vermutlich doch, läßt man die Fälle anscheinender Bessenheit und ähnliche Vorkommnisse gelten.

Damit sind wir an dem Punkt angelangt, der die Spiritisten zwingt, gründlich umzudenken.

Bereits eine so versierte Kennerin der spiritistischen Phänomenologie, wie es Madame Blavatzky gewesen ist, hat ganz entschieden den Standpunkt vertreten: Was sich der Medien bemächtige, seien nicht die höheren Prinzipien entkörperter Persönlichkeiten, sondern *Elementargeister*. Mit einer höchst seltenen Ausnahme: In jenen Fällen, wo ein Nirmanakaya, ein „Freiwilligentsagender“ — einer, der sich vom Rade der Wiedergeburt gelöst —, sich ihrer bedient.

Ein nicht weniger Erfahrener, der Arzt und Mystiker Dr. Franz Hartmann, teilt ganz Blavatzkys Ansicht, hinweisend auf eine Klasse von Elementargeistern, „durch welche die Spiritisten . . . die schwindenden Hüllen verstorbener Menschen (Astralleichname) mit einer Art individueller Kraft versehen“. (Diese sozusagen in ein Scheinleben galvanisierend!) „Diese Klasse von Wesen waren niemals Menschen, werden sich aber später, in Myriaden von Zeitaltern, zu Menschen (?) entwickeln. Sie gehören den drei unteren Naturreichen (Elementarreichen) an, und die Kenntnis derselben gehört den Mysterien an, da der Umgang mit ihnen gefahrbringend ist.“ Weiter stützt sich Hartmann auf seine Gewährsmännin, derzufolge auch bei den spiritistischen Sitzungen „jede Art von ‚physischen Manifestationen‘ . . . ihre eigene Klasse von Elementarwesen hat, welche dieselben leiten und hervorbringen helfen“. Elementargeister wären es also demnach, die unsere Tische bewegen und Sätze formen. Sie „werden hierzu von den entkörpernten, aber *niemals sichtbaren* Larven benützt,

die von der Mehrzahl der Spiritisten für ‚Geister verstorbener Menschen‘ gehalten werden“.

Eine bestimmte Gruppe von Elementarwesen versteht sich auf Apporte wie überhaupt auf telekinetische Phänomene aller Art, eine andere wiederum weiß Bescheid in der Kunst des Prophezeiens; zumeist jedoch täuschen sie dieses Können bloß Leichtgläubigen vor.

Geistmaterialisationen, gleichen sie noch so sehr denen, die man einst gut kannte, selbst sie sollen nichts anderes sein als Blendwerk dieser Wesen, die oft wieder nur Werkzeuge sind von zu Gespenstern und Vampiren gewordenen Abgeschiedenen der „Brüder der Schatten“.

Eliphas Levi ist gleichfalls der Meinung, Geräusche aller Art in Mauern, Möbeln oder sonstwo seien Werk der Elementargeister, die außerdem verworrene Träume schaffen und zu gerne Somnambule und Ekstatiker irreführen.

Erhard Bätzner sagt nichts anderes; auch er hält die Gnomen jeglicher Lärm- und Bewegungsteste fähig. Von Menschen niederer Gesinnung zu solchen Zwecken mißbraucht, wiederholen sie mechanisch, gewohnheitsmäßig „die Vorgänge, einerlei, ob sich diese auf physikalische Erscheinungen oder körperliche oder seelische Vorgänge erstrecken“.

Häufig sind bei religiös tendierten Sitzungen Sylphen zugegen. Diese sind es dann, die überschwengliche Reden halten, sittlich gefärbt, dogmatisch beschränkt, je nach Auffassung. Sie mahnen, warnen, predigen, fordern auf zum Beten und zu frommen Gesängen. Hellsehenden Sitzungsteilnehmern erscheinen sie bisweilen als strahlende Engel.

Seltener manifestieren sich Nixen in Zirkelkreisen. Nur der magische Wille zwingt eine Wasserfrau, und obendrein muß sie eng verbunden sein mit dem Willensträger, dessen Strahlkraft sie benötigt, um sich verdichten zu können. Dadurch aber entfremdet sich das Nixenwesen seiner Gruppe und wird von dieser gemieden. Ihre Rachsucht richtet sich nun gegen ihren Bezwinger, und es soll vorkommen, daß sie diesen an den Rand des Irrsinns oder zum Selbstmord treibt, um so leichter, wenn jener ein fanatischer Schwarmgeist ist. Womit natürlich nicht unbedingt gesagt sei, sämtliche Manifestationen gingen ausschließlich zu Lasten der Elementargeister, allein vorsichtiger, zurückhaltender sollten unsere

Spiritisten sein bei Beurteilung auftretender Phänomene. Schließlich sind diese ins Treffen geführten Experten dem Nur-Spiritisten, dessen okkultistischer Horizont zumeist ein sehr beschränkter ist, weit voraus. Eine harte Schule setzte sie instand, in Seinszustände vorzudringen, die normalerweise jedem anderen verschlossen bleiben.

Die wiederholt geäußerte Behauptung vieler Spiritisten, Elementargeister manifestierten sich niemals bei Seancen, fand ich empirisch nicht bestätigt; auch andere scheinen wiederholt diese Erfahrung gemacht zu haben, worauf wir noch zurückkommen.

8. Hilfe und Heilung

Daß bei Geistheilungen jenseitige Wesenheiten mit im Spiele sind, darüber sind sich viele Okkultisten im klaren, weniger wohl jedoch, daß hierbei die Zahl der Naturgeister überwiegt.

So will der vor einigen Jahren verstorbene parapsychische Forscher *Joachim Winkelmann*, als er an einer Bronchitis leidend im Halbschlaf lag, beobachtet haben, wie ein „kleines, etwa spannelanges Wesen“ seinen Hals abtastete. Dasselbe befragt, erwiderte: „Wir arbeiten mit dem Doktor zusammen, der zu dir gekommen ist, um dir zu helfen.“ Winkelmann hatte sich nämlich einige Zeit zuvor an einen englischen Geistheiler gewandt, der ihm früher schon einmal durch seine „spirit doctors“ geholfen hatte. — Und weiter das Wesen: „Wir versuchen, mit unseren Händen die heilenden Ströme an die richtige Stelle am Halse zu lenken, damit du recht bald gesund wirst.“ Tatsächlich besserte sich das Befinden des Leidenden.

Nicht viel anders — so berichtet Winkelmann weiter — soll es einem seiner Bekannten ergangen sein. Im Krankenhaus, nachts, hellwach in seinem Bette, sah dieser aus einer Nische sechs putzige Wichtelmänner hervorkommen, sein Lager erklimmen und sodann sich um ihn bemühen. Sie zogen etwas aus seinen schwer erkrankten Organen heraus, „das wie dicke Fäden aussah“. Nach geraumer Weile verschwanden die Zwerge, der von ihnen Behandelte schlief ein und fühlte sich anderntags „frisch und gesund“.

Frau *Charters* zufolge sind bei jedem Heilungsakt, auch wenn wir uns zum Arzt begeben, stets *Fairies* zugegen. Unsere Unwissenheit aber ist es, unsere falsche Einstellung, die den Heilfairies ihre Hilfe erschwert oder völlig zuschanden macht, was nicht nur im Krankheitsfalle gilt; wann immer wir uns in Not befinden, sollten wir die *Fairies* um Beistand anrufen.

Notwendig zu wissen ist ferner für den geistigen Heiler wie für das Heilmedium, ja für jeden von uns, welche entscheidende Rolle den *Fairies* beim Heilungsprozeß zufällt.

Jederzeit dürfen wir uns an sie wenden. Sagen sie doch selbst, wie uns Frau *Charters* übermittelte: „Rufe uns, und wir werden bei dir sein, so schnell wie der Gedanke. Zweifle aber nicht an unserer Gegenwart, denn dieser Zweifel kann und wird unsere Arbeit zunichte machen.“

Sie versichern, nichts gäbe es, keine Krankheit, keinen Knochenbruch, kein Gebrechen, was sie nicht zum Schwinden brächten.

„Die Kraft ist da, wir sind da, aber“ — so klagen sie — „es fehlen uns Medien mit der nötigen Sensitivität, um mehr als einen winzig kleinen Teil von denen zu heilen, die uns brauchen.“

Dabei ist in jedem von uns diese Kraft gelegt, nur müssen wir willens sein, den Leidenden zu helfen und die *Fairies* um ihre Mithilfe bitten. Durch den Zusammenschluß Gleichgesinnter in eine Heilgruppe läßt sich die in uns noch nicht voll zur Reife gelangte Kraft verstärken.

Die den Feen in der Entwicklung vorangeschrittenen *Farricis* leiten den Heilungsprozeß. Sie wirken mittels Strahlen, die sie in den Körper des Leidenden schicken. Jeder Strahl hat seine spezifischen Eigenschaften. Er kann allein oder kombiniert mit anderen angewandt werden. Stets kommt es auf den Gebrauch des richtigen Strahles an, andernfalls unter Umständen großes Unheil angerichtet werden kann, wie etwa beim Grünen Strahl, der gegen Krebs und andere böartige Geschwülste gerichtet wird. Ungenügend kontrolliert, zerstört er auch das gesunde Gewebe beim Heilungssuchenden wie beim Helfer.

Zu fein von Natur, ist es den Heilstrahlen nicht möglich, den Panzer der grobstofflichen Materie zu durchdringen. Es

bedarf daher der Zwischenschaltung geeigneter Heiler oder Medien. Je geläuterter deren Körper, desto subtilere Strahlen fließen in sie ein, wo sie sich soweit verdichten, bis der Stoffleib des Patienten ihnen keinen Widerstand mehr bereitet. Oft bedarf es einer Reihe von Medien, auch jenseitiger, ehe die Strahlen vom Aussender ungehindert zum Empfänger schwingen.

Hohe *Farricis* weisen ihnen die Bahn, lenken sie hinab auf tiefer stehendere Feen, die sie ihrerseits weiterleiten zum irdischen Medium. Dessen Händen nun entströmt die empfangene Kraft, ein fließt sie in den Körper des Heilungsbedürftigen. Aber nicht nur aus den Händen, auch aus den Poren des Heilers dringt das gesundheitsbringende Agens.

Außerdem ergießen die um den Mittelpunkt des Kranken gruppierten *Fairies* ihre heilende Kraft in ihn.

9. Greift die Technik zerstörend ein in den Lebensbereich der Elementarwesen?

Ein Problem, gar nicht so abwegig; Eingriff um Eingriff erfrecht sich der Mensch in die Natur in Ausmaßen, für die es, soweit wir zurückdenken können, keinerlei Beispiele gibt. Längst überhandgenommen hat die Verseuchung unserer Binnengewässer. Jahraus, jahrein ergießen sich die Abfallgifte kilometerweiter Industrieanlagen. Die Flora darin verdirbt, die Fische sterben. — Und die Wasserwesen? Sollte spurlos an ihnen vorübergehen, was anderen Lebewesen den Tod bedeutet?

Hinzu kommen noch die diversen Flußbegradigungen, die das natürliche Adergeflecht der Erde rücksichtslos zerstören. Nirgendwo fließt ein Bächlein, ein Fluß, ein Strom schnurgeradeaus. Wer hat je schon darüber nachgedacht, wieso Bach zum Fluß, Fluß zum Strom und dieser zum Meere findet! Lenken etwa hohe Wassergeister weise deren Lauf? Und nun will es das kleine Menschlein auf einmal besser machen, verändert, weil es ihm so paßt, den Rhythmus, bestehend seit Jahrtausenden, rationalisiert frischweg, ohne zu bedenken, daß es vielleicht Wesen einer anderen Daseinsform ihres Lebensraumes beraubt.

In den Wäldern ein ähnliches Bild. Kahlschlag und Versteppung. Baumdryaden sterben, Gnomen fliehen.

Verpestet der Sylphen Gebiet. Stickiger Qualm erfüllt die Atmosphäre, Düsenjäger rasen dahin, Raketen stürmen heulend ins All. Des weiteren die Frage, ob nicht die unausgesetzt den Erdball umkreisenden Radiowellen ebenfalls für sie von schädlichem Einfluß sind. Möglicherweise hängen die anormalen Witterungsverhältnisse der letzten Jahrzehnte mit dem gestörten Gleichgewicht der Luftelektrizität zusammen.

Der furchtbarste Eingriff in die Werkstätte der Natur, die je der Frevler Mensch gewagt, ist zweifellos die Zertrümmerung des Atoms in der teuflisch von ihm ausgeklügelten Wahnsinnsbombe, nach der allerorten entmenschte Strategen schreien. Allen Protesten der Einsichtsvollen taub, schwelgen Atheist wie Christ im apokalyptischen Vernichtungsrausch. Nichts ist noch bekannt vom Leben des Atoms. Nach indisch-theosophischer Lehre stellt es gleich dem Entwicklungsgang der Menschheit und jenem der Elementargeister einen gesonderten Stromweg der Lebenswege dar. Stimmt dies, ist wirklich jedes Atom beseelt, so müßte sich zwangsläufig jede willkürliche Zertrümmerung nachteilig, wenn nicht gar katastrophal, für die Atommonade auswirken.

Des weiteren: Wie stehen die Wesenheiten, deren Heimstatt das Luftreich ist, zu der immer mehr um sich greifenden radioaktiven Verseuchung?

Ferner: Wie reagieren sie auf die im Auftrag dämonisch inspirierter Staatenlenker ausgelösten Explosionen von Höllebomben grauenvollen Kalibers?

Bereits 1950 sprach Professor O. Hammerstein von einem „Kampf der Menschheit gegen die Elementargeister“, die sich in ihrer Existenz bedroht fühlen, und beschwor in einem Rundschreiben die Atomphysiker, doch endlich diesen Krieg zu beenden.

Sehr wahrscheinlich machen die Folgen der Atomzertrümmerung nicht halt an den Grenzen der grobstofflichen Welt. Diese Schranke mißachtet, so scheint es, auch die Elektrizität. Als Beweis hierfür das Erlebnis des Londoner Chefingenieurs Eastman von der Electrical Company und seines Assistenten Woodew.

Beide Elektrotechniker schufen im verdunkelten Raum mittels Hochspannung ein magnetisches Feld. Nach geraumer Weile leuchtete unvermutet in der Nähe eines der rotierenden Dynamos ein blauer, bald größer und größer werdender Punkt auf, dessen Helligkeit ständig zunahm. Sodann zeigte sich für einige Minuten darin eine *menschliche Hand*.

Nach täglich vorgenommenen, jedoch mißglückten Versuchen erschien am fünften Tage das Leuchtphänomen wiederum, diesmal mit einem *menschlichen Gesicht* in seinem Zentrum. — —

Bedenkenlos greift der Mensch in Seinsbereiche, deren Inhalte er nicht ahnt, geschweige kennt; ungeheuer sind die Gefahren, in die er sich vermessen begibt.

Wie lange noch werden die von ihm bedrohten Wesen diesem seinem Wahnsinnstreiben zusehen?

Sind Wetterkatastrophen, Erdbeben, Flugzeugabstürze und andere Unglücksserien bereits ihre erste Antwort?

Wenn ja, welche Schläge mögen weiter folgen?

II.

Was Sage und Seher raunen

1. Aus alten Volkssagen

Bislang haben wir uns mit den Anschauungen maßgebender Forscher auf diesem noch wenig betretenen Gebiet beschäftigt, allein streng beurteilt, ermangelt es des Beweises. Halten wir nun einmal Umschau, was an sonstigen Erlebnisberichten vorliegt. Greifen wir uns zuerst einiges aus der Unmenge an Sagen heraus, die im Volke von Mund zu Mund gehen. Halten wir Umschau auf der legendenumwobenen Ostseeinsel Rügen und ihrer Umgebung. Nehmen wir gleich die *Zwerge*, von denen man dort viel zu erzählen weiß. Von mannigfacher Farbe sollen sie sein: weiße, grüne, graue schwarze. Den besten Ruf genießen die weißen wegen ihrer guten Taten, sehr üblen hingegen die grauen und schwarzen Wichte, denen man allermöglichen Schabernack nachsagt. Säuglinge vertauschen und jungen Mädchen nachstellen zählt zu ihren Lieblingsgewohnheiten.

Als Wohnstätten wählten sie seit je am liebsten Hüengräber, Hügel und Uferabhänge. Jede Zwergengattung bevorzugt eine eigene Gegend und hat ihren König, was Bätzners Staatentheorie erhärten würde.

Viele wollen die Zwerge leibhaft gesehen haben. Die Mär will nicht verstummen.

Gern ahmen sie menschliche Gebräuche, sogar christliche Sitten nach. Das sagt etwa nicht nur Erhard Bätzer, davon weiß auch der Volksmund mancherlei zu erzählen. So hatte eine Küstersfrau einmal einen Zwergen gesehen im Amtsornat, würdig in seinem Gehaben, die Bibel unterm Arm, hinter ihm einen zweiten Gnomen, als Küster fungierend.

Ein Mädchen wiederum schwörte darauf, Zeuge gewesen zu sein, wie sich ein Zug Zwerge beiderlei Geschlechts zu einem

See hinbewegt hatte, um dort mit aller Feierlichkeit ein Gnomenkind zu taufen. — Eine Frau, die ebenfalls einem solchen Zuge begegnet war, behauptete sogar, die Zwerge hätten sie gebeten, das Kind aus der Taufe zu heben.

Die Tückischen unter den Gnomen haben es zuweilen auf das Vieh abgesehen. Zu ihrem Entsetzen sah eine Bäuerin ihre Kuh halb in der Erde stehen, obenauf in gelben Hosen ein „Unterirdischer“, eine Axt schwingend. Beim Aufschrei des Weibes entfloh der Wicht, noch ehe er zugeschlagen hatte. Zu den Unterirdischen zählen ferner die *Witten Wiwer*, Zwerginnen, die unter der Erde in Gängen hausen.

Vernehmlich sprachen sie bei einer Dorfhochzeit aus dem Boden, etwas von der süßen Grütze fordernd, die eben im Kessel kochte. Als man bald hernach nachgrub, fanden sich tatsächlich unter dem Hause Gänge vor.

Klug ist es keineswegs, diese Wesen zu erzürnen. In einem Bauernhof irgendwo auf dem Lande hauste, von den Bewohnern oft gesehen, ein Zwerg namens August. Jeden Abend bekam er in der Küche sein Schälchen frische Milch, bis die neue Schwiegertochter mit dieser Sitte brach und dem Zwerg brutal ein Scheit nachwarf. Nie wurde der Kleine mehr gesehen, aber auch mit dem Wohlstand der Familie war es vorbei.

Als sich die Menschen immer breiter machten, raunt weiter die Mär, beschlossen die Unterirdischen, ihre Wohnsitze zu verlassen und andernorts eine Heimstatt zu suchen.

In Wittow forderte ein Fremder den Fährmann auf, ihn und seine Genossen überzusetzen. Seltsamerweise betrat aber der Fremdling allein die Fähre, was den Schiffer sehr wunderte. Erst am Ende der Fahrt löste sich das Rätsel. Rings um ihn kauerten am Boden Hunderte kleiner Männlein mit mächtigen Bärten.

Andere wieder wissen von einem Fährmann, der zu ungeahntem Reichtum gelangt war, weil er die Unterirdischen, als sie Rügen verlassen wollten, aufs Festland übergesetzt hatte. Gleich dem Wittower Fährmann war auch er von einem Unbekannten, einem kleinen Manne, darum gebeten worden. Dort wie hier war niemand während der Überfahrt zu sehen als der geheimnisvolle Fremde, unverkennbar allerdings war die Belastung des Bootes. Tief lag es im Wasser.

Bei der letzten Fuhre wies der Kleine nach dem Ufer, dem sie zustrebten; an dessen Hängen wimmelte es nur so von Zwergen, die der Insel müde waren. Es sollen die grünen gewesen sein.

Ob wirklich sämtliche Zwerge, insonderheit die grünen, Rügen verlassen haben, bleibe dahingestellt.

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts war es, als ein mir persönlich gut bekannter Okkultist mit einem Medium auf Rügen experimentierte. Zwerge von grüner Farbe nahm es in Tieftrance wahr. Aufgefordert vom Experimentator, diese anzusprechen, lehnte die Sensitive mit der Begründung ab, sie wage es nicht, denn es seien uralte, weise Wesen, denen sie gegenüberstehe.

Der Metaphysiker, nicht vertraut mit dem reichen Sagenschatz der Insel, stieß sich an dem Grün der Gnomen und hielt daher nicht allzuviel von der Schau seines Mediums. Groß war die Überraschung tags darauf, in einem Prospekt Rügen als „Insel der grünen Zwerge“ bezeichnet zu finden. Vom Nürnberger Peter Kreuz berichtet die Sage, er habe es verstanden, durch Beschwörung die Zwerge günstig zu stimmen. Oft besuchten sie sein Haus, worin sie sich ganz heimisch fühlten. Willig und aufrichtig beantworteten sie seine an sie gerichteten Fragen. Schließlich soll es Kreuz sogar gelungen sein, ihren König zu zitieren, der, angetan in einem Scharlachmäntelchen, mit einem Buche erschien, darin der Beschwörer nach Belieben lesen durfte, woraus ihm mancherart Geheimnisse und große Weisheit kund wurden.

Eine dem Djinn ähnliche Spukgestalt ist dem Volksglauben nach der *Puk*, der seine Nähe durch Klopfgeräusche und Gepolter kundtut. Hinsichtlich der von ihm zu erwartenden Dienstleistungen hat er Verwandtes mit dem Golem.

Mancher auf dem Lande — so wenigstens das Gerücht — hat einen Puk in seinen Dienst genommen und hat seitdem über Geldmangel nicht mehr zu klagen. Allerdings muß so ein Puk unentwegt beschäftigt werden, andernfalls ergeht es seinem Herrn übel. Der ungebärdige Diener raubt ihm den Schlaf, zerzaust ihm das Haar, ja verprügelt ihn sogar. Oft winselt es wie ein Hund an seinem Bette. Statt des Geldes schafft er Unrat herbei.

An Gestalt gleicht der Puk einem Knaben von ungefähr

zwanzig bis dreißig Zentimeter Größe. Mit Vorliebe trägt er im Hause eine rote Jacke und ebensolche Mütze. Nachts, wenn er auf Raub auszieht, verwandelt er sich in eine Katze, lieber noch in einen feurigen Drachen.

Um einen Puk zu bekommen, muß man in der Neujahrsnacht rücklings über sieben Feldergrenzen gehen, ohne sich auch nur einmal umzusehen. So lautet die Bedingung. Was gar nicht so leicht sein dürfte. Hat sich der Puk endlich gemeldet und will man ihn annehmen, fragt man ganz einfach: „Was ist dein Begehrt? Willst du mir helfen, willst du bei mir bleiben, dann komme her.“ — Will man ihn nach vollbrachter Dienstleistung wieder los sein, schenke man ihm eine rote Jacke; oder drastischer: Man befehle ihm, er solle einen Stiefel, von dem man die Sohle entfernt hat, bis oben an mit Geld anfüllen.

Verwandt dem Puk, wenn nicht mit ihm identisch, ist der *Drak*. Ebenfalls von feuriger Gestalt. Mit feurigen Flügeln fährt er aus dem Schornstein dessen, dem er dient, und fliegt hinweg über die Dächer des Dorfes. Wer ihn beherrscht, hat einen guten Fang getan. Der *Drak* füttert die Pferde, drischt Korn und erweist sich auch anderweitig nützlich in der Wirtschaft. —

Die über moorige Gründe tanzenden *Irrlichter* läßt der Volksglaube als leuchtende Sumpfgase nicht gelten; heimtückische Elfen sind es, bisweilen vielleicht die Seelen von Selbstmördern, ruhelos irrend. Wie viele haben diese Lichter nicht schon ins Verderben gelockt. Wem es aber gelingt, eines dieser bläulichen, von Fleck zu Fleck hüpfenden Flämmchen zu verlöschen, dem bietet sich ein versteckter Schatz dar, der ihn befreit von aller Not.

Sylphen, vom Volke und von nicht weiseren Theologen für Wetterhexen gehalten, sollen sich in den Wolken gezeigt haben auf Geheiß ihres Beschwörers, des um 700 lebenden Kabbalisten *Zedekias*.

Wie ernst es damals den kirchenhörigen Herrschern mit diesen Dingen gewesen ist, geht klar hervor aus den gegen die Luftgeister von Karl I. und Ludwig dem Frommen um 800 erlassenen Capitularien.

Sehr wird gewarnt, mit einer Nixe zu sprechen, denn wer

einmal einer Nympe ins Auge gesehen, um den ist es geschehen. Hinab zieht sie ihn in ihr nasses Reich. —

So wie im Rhein die Loreley, sitzen lockend vielerorts Nixen auf Felsblöcken inmitten der Flüsse, Jünglingen zum Verderben, die ihnen sehnsüchtig nahen.

Die Hauptflüsse regiert ein männlicher Nix; mit Ausnahme einiger Ströme, so die legendenumrauschte Donau, die unter der Obhut der Nixenmutter *Wachhilde* steht, von der sich der Name des lieblichen Donautales in Niederösterreich — die Wachau — herleitet.

Frau *Isa* oder *Ise* — das empfangende, gebärende Prinzip — war Oberste aller Nixen bei den Germanen. Ihr zur Seite *Iso*, der Wassergott. *Nikus*, in dem *Guido von List* den späteren verchristlichten Nikolaus vermutet, war Herr der Wogen und galt als der *Donaunix*. Dieser wird sogar urkundlich erwähnt als der „graue Mönch“, der 1045 einem Bischof, der „mit dem Kaiser Heinrich III. die Donau herabfuhr, vom Hausstein ob dem Wirbel herab so furchtbar drohte“.

Bisweilen freilich vermischen sich die Begriffe, so wird zum Beispiel *Isa*, die Mutter der Nixenmütter, zur *Wachhilde*, die in der verniedlichten Form des Donauweibchens in der Erinnerung des Volkes fortlebt.

Auffallende Schönheit zielt die weiblichen Nixen. Gefährlich aber ist es, sich mit ihnen einzulassen. Gleich dem Strom haben sie ihre Tücken.

Alt, grau, behaart ist der Nix, mit struppigem Bart. Unerbittlich fordert er sein Opfer. Das wußten nur zu gut die alten Fergen, die zu *Walas* Zeiten die wilde, noch unregulierte Donau hinunterfuhren, und nicht immer war das Opfer eine „gehörnte übergoldete Weißziege“; oft losten sie untereinander, langten nach dem Loskuchen der *Wala*, und entkleidet von ihnen wurde der *Genosse*, der das kohlen-geschwärzte Kuchenteil ergriffen hatte. Blumenbekrönt stießen sie den Unglücklichen hinunter in den brausenden Gischt. Ein furchtbarer Brauch, sich zu lösen von Nix und Nixen, die in Stromschnellen, Strudeln und Wirbeln hausen, damit sie gute Fahrt bescherten, ein Brauch, der, *Guido von List* zufolge, in versteckter Form noch ausgangs des neunzehnten Jahrhunderts bei den Bootsleuten bestanden haben

soll. Ängstlich bedacht war der Ferch bei der ersten Ausfahrt im Jahre, nur ja nicht ins Wasser zu fallen, denn die Aussicht, von den Kameraden gerettet zu werden, war gleich Null. Der „Erste“ gehörte dem Strom. Mit dem Trostruf „Nandl, gib dich, der Herr wills nicht anders“ ließen sie das Opfer fahren, setzten aber dessen Hut um so eifriger mit dem Rufe nach: „Fangts den Hut und laßt den Schelm rinnen.“ Den Hut führten sie alsdann mit sich, Zeichen des erstatteten Tributs.

Bar dieses Grauenhaften, mehr humorvoll, kommt die Angst vor den an gefährlichen Stellen lauernden Wasserleuten, die feind allem Unreinen, Schlechten, in anderen Bräuchen zum Ausdruck. Vorsichtshalber verließ das Schiff, wer etwas auf dem Kerbholz hatte, nahte es sich einem dieser kritischen Wirbel oder einer bedenklichen Stromschnelle.

Übel daran waren besonders jene Mädchen, die ihre Unschuld nicht bewahrt hatten. Mit einem Geldstück — das war das Harmlosere noch — mußten sie sich lösen, um nicht Gefahr zu laufen, vom Nix in die Flut gezogen zu werden. Ein Scherzlied erinnert heute noch daran. —

So wimmelt es in der Natur allerwegen von Wesen seltsamer Art.

Der Volksmund will nicht verstummen.

2. Das sonderbare Geschehen um Daphne Charters

Märchenhafter als im Märchen geht es bei Daphne Charters zu.

Die Astralwesen, die sie vordem bedrängten, wurden in Kürze ihre vertrautesten Freunde und Mitarbeiter. Als bald bestand eine Querverbindung: inkarnierter Mensch — exkarnierter Mensch — Fairy. Allen stand Vater John, ein höheres Geistwesen, ehemaliger Mönch, als Führer vor. Zuerst vermittelte er zwischen Mrs. Charters und den Fairies, um so den erforderlichen Kontakt zu bewerkstelligen.

Zunächst wurden Daphne Charters die Fairies ihrer Umgebung vorgestellt. Das erste Naturwesen nannte sich *Normus* und war Führer der Gruppe, deren Arbeitsbereich etwa eine halbe Quadratmeile umfaßte und Charters' Garten mit einschloß.

Paarweise führte er fünf männliche und fünf weibliche Naturfairies, die auf dem Knie der Frau Charters standen, dieser vor, allesamt als faule Bande bezeichnend, mit der er seine Mühe habe. Ein jeder nannte nun seinen Namen und den Betätigungszweig, den er ausübte.

Es waren dies *Gorjus* und seine Gefährtin *Myrris*, *Movus* und *Mirilla*, ferner *Namsos* und *Sirilla*, *Nuwic* und *Merella* und als letztes Pärchen *Nixus* und *Lyssis*.

Später begegnete sie noch zwei Gnomen, *Tanchon* und *Persion*, ulkige Burschen, alles andere als geistige Leuchten. Auch eine Anzahl im Hause tätige Fairies entdeckte sie, so *Shenna*, *Pino*, *Mairus*, *Herus*.

Die stark ans Lateinische anklingenden Namen veranlaßten Lord Dowding zu der Frage, ob nicht die Lares und Penates der Römer Hausfairies gewesen seien; diese also keine römischen Namen hatten, sondern die Römer die Namen ihrer Fairies gebrauchten.

Die engsten astralen Helfer der Mrs. Charters waren: *Georg*, ein Teepflanzer, *Ludwig*, ein deutscher Adelige, *Andrew*, technischer Fachmann, *Peter*, Playboy, *Ronald*, Börsenmakler, und *John* — nicht zu verwechseln mit Vater John — hatte im Irdischen ein ähnliches Metier. Hinzu kam noch *Betty*, die nicht mehr erdgebunden war. Sie war im Zweiten Weltkrieg in Deutschland ums Leben gekommen.

Sehr war Daphne Charters daran gelegen, Astralwesen und Fairies einander näherzubringen. Um miteinander verkehren zu können, mußten sie erst ihre Schwingung wechselseitig aufeinander abstimmen, wobei es einmal zu einer lustigen Episode gekommen war.

Nachdem Charters George bedeutet hatte, es seien Gartenfairies in seiner Nähe, und ihn bat, er möge sich bemühen, diese zu hören, rief sie gleichzeitig Normus herbei, damit beide ihre Schwingungen einander anglich. Nach einer Minute etwa fragte sie George, ob er etwas vernehme, was dieser jedoch verneinte. Ernst ermahnte sie hierauf Normus, hieß ihn, sich auf Georges Schulter zu stellen und diesem die Gedankenprojektionen so scharf und direkt wie nur möglich zu senden. Sie drohte ihm schalkhaft, sehr böse zu werden, falls dies nicht gelänge. Nicht lange darauf vernahm

das Astralwesen eine Stimme. „Bitte höre mich, George, sonst schlägt Daphne mich.“ Das Eis war gebrochen.

Als endlich der Kontakt zwischen diesen Vertretern zweier Evolutionen zustande gekommen war, schlug Mrs. Charters vor, jede der Astralintelligenzen möge einen Fairy oder ein Pärchen adoptieren.

Als ehemaligen Bürgern der grobstofflichen Welt dünkte jenen am eigenartigsten das Eheleben dieser kleinen Geschöpfe. Von einer Musterehe oder einem vorbildlichen Liebesverhältnis nach unseren Begriffen konnte keine Rede sein, besonders nicht in punkto Treue.

So würde die Gefährtin des Rosenspezialisten Nuvic, die mit Saaten und Gräsern arbeitende Merella, bei uns als ein äußerst schamloses Frauenzimmer gelten; denn wo immer sich Gelegenheit bietet, tauscht sie Kraft aus. Daphne Charters neckte sie des öfteren wegen dieses, wie ihr anfangs schien, leichtsinnigen Lebenswandels; Merella jedoch war hierüber anderer Ansicht und belehrte sie dahingehend, daß jedes neue Liebeserlebnis ihr neue geistige Erfahrungen brächte. Lieben stelle für sie sozusagen ein wissenschaftliches Experiment dar, dem sie es verdanke, zu einem hochstehenden Fairy ihrer Klasse geworden zu sein.

Merella gilt als abenteuerliche Natur schlechthin.

Anders hingegen ihr Partner, der empfindsame Nuvic. Wie alle Naturfairies hatte er seinen Astralzustand, in dem er so unaussprechlich glücklich war, aufgeben müssen, um seine hundert Jahre Erdendasein zu absolvieren. Vergeblich hatte er seinem Führer widersprochen und die Erde als Planeten des Leides gebrandmarkt, auf der er nicht finden könne, was er suche. Jener jedoch belehrte ihn, jedes Wesen wachse nur durch Leid. Jahrelang hatte sich Nuvic unglücklich gefühlt, sich zurückgesehnt nach dem astralen Plan, bis schließlich Merella in sein bis dahin so freudeleeres Dasein getreten war. Zwar fürchtete er lange, sie wieder zu verlieren, weil er glaubte, ihr an Leidenschaft nicht das geben zu können, was sie ihm gab. Zudem mußte er mit ansehen, wie sie mit jedem Fairy, der es wollte, Kraft austauschte. Da sie aber immer wieder zu ihm zurückkam, fand er allmählich nichts weiter daran und pries es als sein Privilegium, mit ihr zusammenleben zu dürfen, mit ihr, die viel, viel

weiter war als er, die aber große Entwicklungsmöglichkeiten in ihm sah und daher nicht müde ward, ihn zu belehren.

Merellas große Liebe galt aber weder Nuvic noch sonst einem Fairy, ganz gefangen nahm sie, die wenig über zwanzig Zentimeter mißt, der über ein Meter achtzig große Peter, der sie adoptiert hatte.

Die anderen Pärchen sind einander mehr zugetan, und ihr Sichfinden ist von einem Hauch unbeschreiblicher Poesie umwoben.

Gorjus zum Beispiel, der einst in einem Garten auf dem Lande gearbeitet hatte, lernte die etwa acht Meilen entfernt lebende Myrris, die auf Knollen spezialisiert ist, anlässlich eines Festes kennen, auf dem sie gestaltlos erschienen war. Nur wundervolles rosafarbenes Licht war sie, als er flötespielend zu ihr hinblickte. Sofort sandte er ihr die Schwingungen seines eigenen grünen Lichtes zu, worauf sie sich ihm näherte. In diesem Augenblick wußte er, wenn sie nicht fortan sein Leben mit ihm teile, verlöre es seinen Sinn. Ein Gleiches hatte Myrris bei diesem schicksalhaften Zusammentreffen empfunden, wie sie George gestand. Ein Wundervolles war es gewesen, von Gorjus Schwingung berührt zu werden. Ihre beiden Lichter verschmolzen zu einer einzigen zweifarbigen Glut. Ein äußerst seltener Vorgang, diese augenblickliche, alles durchdringende Vermischung zweier Auren, ohne die aber eine Vereinigung der Seelen nicht möglich ist. Normalerweise bedarf es hierzu Monate, oft Jahre des gemeinsamen Kraftaustausches.

Wie im Märchen ist auch das Zueinanderfinden der anderen Pärchen.

Hätte doch Daphne Charters recht mit ihren Feengeschichten, dann gäbe es wenigstens auf Erden noch ein verborgenes Paradies, wo Liebe, Seligkeit, Poesie uneingeschränkt das Zepter führen.

Normus, obgleich zum Führer der kleinen Schar auserkoren und dieser in manchem weit voraus, ist dennoch ein rechter Schelm, den der Schalk nicht ruhen läßt. Anfangs ihrer Bekanntschaft mußte ihn Charters wegen seines losen Mundwerks oft zurechtweisen. Er konnte recht widerspenstig sein. Als sie einmal die Fairies gebeten hatte, sich allesamt auf Georges Knie zu stellen oder zu setzen, damit es ihm endlich

gelänge, die kleinen Leute zu sehen, vermifste sie unter ihnen Normus, entdeckte ihn aber sogleich auf ihrem Schoße. Obwohl er die meiste Kraft besaß, lehnte er es rundweg ab, zur Sichtbarmachung seiner Feengenossen etwas beizutragen. Diesmal, beharrte er eigensinnig, wolle er lediglich den Beobachter spielen; was ihm von seiten Charters' einen „faulen, nichtsnutzigen Schelm“ eintrug und noch anderes wenig Schmeichelhaftes, das er sich schließlich denn doch zu Herzen nahm.

Auch sonst war der kleine Bursche voll des Unsinns.

Der Spieltrieb sowie die Lust am Scherz, an Späßen, Schelmerieen scheint demnach eines der Urphänomene der Schöpfung zu sein.

Dies bewiesen unter anderem noch zwei andere Gesellen aus Charters' Umgebung, die Gnomen Tanchon und Persion, deren Wohnsitz in einer Ecke des Gartens unter einem großen Baume lag. Lange Bärte und spitze Kappen zierten sie. Da dem jungen Gärtnerburschen in letzter Zeit erstaunlich viel Werkzeug kaputt gegangen war, stellte die mißtrauisch gewordene Mrs. Charters ihre Zwerge zur Rede. Die Racker zappelten zuerst hin und her, tuschelten miteinander, und keiner wollte mit der Sprache heraus, als sie ihnen jedoch zusicherte, deswegen nicht böse zu sein, gestanden sie pffiffig: Direkt hätten sie die Geräte ja nicht ruiniert, bloß den Jungen hätten sie dazu ermutigt, recht grob damit umzugehen. Woraus ihnen Charters zur Strafe androhte, ihnen die Bärte zu flechten und an die Enden ein Band zu knüpfen, damit die Fairies etwas zu lachen hätten. „O, Daphne, das tust du nicht“, kicherten die Burschen, „nicht wahr?“ — Des weiteren mußten sie bekennen, daß sie Charters und deren Mutter nachhäftten, wenn sie die großen Einkaufskörbe trugen. Kleinlaut gaben sie es zu.

Ein andermal mußten sie über ihre Tätigkeit einen Bericht ablegen, den Mrs. Charters dann in ihr Buch, von dem die Gnomen wußten, aufnahm. Normus hatte sie hierfür gründlich präpariert, denn allein hätten sie es nie geschafft. Automatisch schnurrten sie das ihnen mühsam Eingedrillte ab, von weiteren Gedankenbildern unterstützt, die ihnen Normus, der dabeistand, zusandte. Sie erzählten Daphne Charters, sie gäben den Wurzeln und der sie umgebenden Erde

Kraft; sie liebten ihre Arbeit, weil sie wußten, daß der Baum von der Wurzel her wüchse und ihre Tätigkeit einmünde in das Bestreben aller Gnomen, die seit Jahrhunderten hier lebten und den Baum zu dem werden ließen, was er heute sei.

Ansonsten war aus Tanchon und Persion nichts herauszubekommen, ausgenommen kindliche Spiele, wie Bocksprünge, Purzelbaumschlagen, Auf-dem-Kopf-Stehen oder Auf-den-Händen-Gehen.

Im Ganzen gesehen, waren es faule Kerle, die stets bloß einige Minuten hintereinander arbeiteten, um gleich darauf sich in den Bauch zu puffen oder gegenseitig die Bärte zu raufen oder sonstwelches unsinniges Spiel zu treiben. Fühlten sie sich jedoch beobachtet, täuschten sie mit überernster Miene härteste Arbeit vor, sich dabei keuchend den Schweiß von der Stirne wischend. —

Die Fairies indes hatten in der Tat kein leichtes Leben, und dumme Streiche, wie die ihres Führers, waren nur so nebenbei. Jeder hatte für seine Pflanzenschützlinge einzustehen, und wie schwer erst hatte es der weise, doch schüchterne Namsos mit seinen Insekten. Welch unendlicher Geduld bedurfte es, das Getier von Blatt zu Blatt zu leiten oder gar eine schädliche Raupe, die er trotz allem sehr lieb hatte, zu überreden, lieber von dem Gras zu fressen. So hatte ein jeder seine Sorgen, seine Mühen.

Ferner sind es die der Zerstörung dienenden Kräfte, mit denen sie sich auseinanderzusetzen haben. Daphne Charters war selbst einmal an so einem aufregenden Fall beteiligt.

Es ging um die Vernichtung eines Monserrus, eines nach Normus Schilderung feindlichen Wesens, das in der Erde sitzt und die Pflanzen vampyrisiert, wodurch deren Seelenteil den bösen Mächten anheimfällt und so der Gruppenseele verlohrenght, was diese in ihrer Evolution beeinträchtigt.

Eine Theorie Rudolf Steiners — derzufolge Mondphase und Aussaatzeiten zueinander in Beziehung stehen — scheinen die Fairies zu bestätigen. Der Rhythmus des Bodens bedingt in diesen Tagen die größte Fruchtbarkeit.

Deshalb feiern die Fairies zur Vollmondzeit ein großes Fest, wie Mairus, ein Hausfairy, Frau Charters erzählte.

Die Fairies der ganzen Umgebung treffen sich zur nächtlichen Stunde auf einer Rasenfläche. Reges Interesse wird den Charters'schen Feen entgegengebracht, weil man ihrer Zusammenarbeit mit den Menschen Bedeutung beimißt.

Kurz vor Mitternacht, so berichtet Mairus, setzte das zwanzig Mann starke Orchester ein, dessen Mitglieder sich ständig ablösten, damit ein jedes am Tanze teilhaben konnte. Der sich im Tempo steigende Tanz verfolgt einen besonderen Zweck. Tänzer wie Tänzerinnen entwickelten eine bedeutende Menge an Kraft — ein gewaltiges weißes Licht, das seine Strahlen überallhin ergoß —, sichtbar den Leutchen, lenkbar und verteilbar ganz nach deren Willen.

Unter den Klängen des Orchesters trugen um Mitternacht einige der Feen diesen Kraftballon fort, während andere darüber hinschwebten oder unterhalb desselben auf der Erde liefen. Lebenspendende Strahlen drangen in den Boden, stärkten Saaten, Gräser, Blumen und Bäume. Viele Meilen im Umkreis wurde auf diese Weise im Bruchteil von Sekunden die Erde magnetisiert. Nach beendeter Arbeit ging das Fest weiter bis zum Morgen. Nur die Hausfairies, die sich in der freien Natur weniger wohl fühlten, verließen es, nachdem sie den seltsamen Hergang genugsam beobachtet hatten.

Auf Fairyparties — ja auch solche veranstalten sie — spielt der Kraftball ebenfalls eine hervorragende Rolle, worüber Normus seiner Freundin Charters Näheres mitteilte.

Innerhalb eines geräumigen Platzes gibt ein jeder, Gastgeber wie Gäste, von seiner Kraft ab, bis sich aus den Ausstrahlungen ein mächtiger Ball geformt hat. Diesen gestalten die Fairies so schön wie nur möglich, indem jeder von der eigenen Farbe und Schwingung das Seinige dazu beiträgt, so daß alsbald sämtliche Farben des Regenbogens darin aufleuchten und sprühendes Leben in ihm pulsiert.

Von Zeit zu Zeit betreten dann die Fairies, allein, zu zweit oder mehrere zugleich, dieses Kraftgebilde, was sie wunderbar stärkt. Nur dürfen sie nicht zulange darin verweilen. Urplötzlich finden sich dann die Flügellosen über Blumen und Sträuchern; mit den Geflügelten geht es noch weit höher hinaus. Normus will sich sogar hoch in einer Wolke

befunden haben, durchnäßt, kraftlos, unfähig zu denken und ganz verängstigt. Schneller als ihm lieb, sauste er zur Erde zurück.

Auch sonst entschädigt das Privatleben, wenn man so sagen darf, die Fairies für ihre Mühewaltung. Sie verfügen über umfassenden Komfort. Die Woche zwar wohnen sie in einem Gemeinschaftshaus, das Wochenende jedoch verbringt jedes Fairypärchen außerhalb in seinem Wochenendhäuschen, das es selber gebaut und nach persönlichem Geschmack eingerichtet hat. Das Material hierzu ist das billigste, das man sich vorstellen kann. Jedwedes Objekt, ein jeder Gegenstand ist bei den Feen Produkt ihrer Gedanken.

Gewiß mag es befremden: Feen in Häusern, auf Betten ruhend, anstatt draußen in der Natur in Gräsern, Büschen oder auf Bäumen; allein Mrs. Charters weiß es nun einmal so aus eigener Beobachtung, von ihren Fairies und von den astralen Freunden.

Eingehend studierten die Astralintelligenzen die Bauten ihrer Schützlinge, die im Stil einen sehr unterschiedlichen Geschmack bekundeten. Pompös geradezu wirkte Merellas und Nuvics Heim. Es glich einem Palast und hatte ein moscheeähnliches rundes Dach.

Ein kunstsinniger Fairy wiederum nahm sich die Uhr seines astralen „Adoptivvaters“, die ihn über die Maßen entzückte, zum Vorbild für eine architektonische Konstruktion in seinem Heim.

Man mag jetzt stutzen, mehr noch als bisher. Ein Entkörperter mit Taschenuhr? Wir stoßen noch auf anderes irdisches Zubehör. Da zieht einer sein Notizbuch, um sich zu vergewissern, seit wann seine Freundschaft mit den Fairies datiert. Der ehemalige Häusermakler John, der seinerzeit über die Fairies, da er sie noch nicht wahrnehmen konnte, Erkundigungen einzog, las sogar nach über sie in Büchern. Und das Pärchen Gorjus—Myrris überraschte seinen Freund George in seinem Zimmer auf dem astralen Plan, was nur im Zustande der Meditation möglich war. Dasselbst erregte die besondere Aufmerksamkeit der Leutchen das Rasierzeug, und sie bestanden darauf, daß George sich sogleich damit rasiere. Nach jedem Rasurstrich fahndeten sie nach den abgeschnittenen Haaren. Nebenbei erkundigten sie sich, wes-

halb George Whisky trinke. Sehr amüsierte sie ferner sein Pyjama. Sie drängten solange, bis er es anzog und sich damit zu Bett legte. Die beiden konnten ihn eben um die winzigen Finger wickeln, wie er nachträglich Mrs. Charters eingestand.

Derlei profane Utensilien in astralen Händen stützen gewiß nicht die Glaubwürdigkeit der Charters'schen Berichte, mag man zurecht einwenden; immerhin bliebe zu bedenken, daß der exkarnierte Mensch vorerst seine irdischen Gewohnheiten beibehält. Die Erforscher der jenseitigen Sphären zumindest behaupten es. Übrigens wurde nicht auch das Materialisationsmedium Einer Nielsen im Schlafe von seinem Führer nach „Drüben“ versetzt, wo er mit seinem Freund aus vergangener Inkarnation zusammentraf? Dort gab es sogar eine Universität. Nielsen stellte fest, daß „der Klassenraum, das Wohnzimmer und der Schlafraum“ noch so waren wie vor Antritt seiner jetzigen irdischen Inkarnation.

Im Denken sind uns die Feen turmhoch überlegen. In Sekundenschnelle vermögen sie eine Unzahl Gedankenprojektionen fast gleichzeitig auszusenden und zu empfangen. Ihre astralen Freunde hatten es daher nicht leicht, in der Unterhaltung mitzukommen, besonders wenn ein Fairy am Zuge war.

Bei Festlichkeiten werden Reihen von Gedankenformen gleich einem Film vorgeführt. Lachausbrüche, ekstatische Zustände und aufkeimende Wünsche, z. B. zu lernen und zu dienen, sind die Folge solcher Darbietungen.

Breiten Raum im Leben der Fairies nehmen die Meditationsstunden ein, in denen sie sich zum Astralplan und zuweilen zu noch höheren Sphären erheben. Sie meditieren allein, paarweise, in Gesellschaft und sehr gern mit den Astrals.

Die sonderbarsten Landschaften erschlossen sich den eifrig Meditierenden; Feenpaläste tauchten vor ihnen auf, Fairies anderer Entwicklungsgrade begegneten ihnen, und manche traten sogar in Beziehung zu Wesenheiten hohen Grades, die weder der Fairy- noch der menschlichen Evolution angehören. Nixos, Lyssis und John fanden einmal auf ihrer Astralwanderung ein verschüchtertes Fairymädchen, das, wie völlig blind, seine Umgebung nicht wahrnehmen konnte. Drei Jahre hatte es bereits auf der Erde gelebt, doch un-

glücklich und verzweifelt über sein Los. Die Aussicht, noch siebenundneunzig Jahre hier zubringen zu müssen, nahm ihm den letzten Rest an Lebensmut. Da erhöhte es — was nur innerhalb der Meditation erlaubt — seine Schwingung und floh kurzerhand zurück ins Astralreich. Ein regelrechter Fairyselbstmord also. Allein das Elend hatte damit kein Ende. „Alles ist dunkel um mich“, wehklagte die Ausreißerin, „und kalt ist es hier, wie es nicht einmal auf Erden war.“ Sie befand sich in einem fatalen Zwischenzustand, wie John konstatierte, weder in der Äthersphäre der Erde noch im astralen Schwingungsfeld. Von allen dreien überredet, dieses Niemandsland zu verlassen, kehrte die Sünderin reumütig zum Erdenplan zurück, um die ihr zuge dachte Aufgabe zu erfüllen.

Nicht nur in der Astralwelt wandeln gemeinsam Fairy und körperfreier Mensch, auch auf der grobstofflichen unternehmen sie gemeinsam Exkursionen, wie Andrew mit seinem Schützling Nuvic beispielsweise, dem er den Buckinghampalast, von dem der Kleine keine Ahnung hatte, zeigte. Nuvic beeindruckte dieser Prachtbau dermaßen, daß er nach dessen Vorbild ein Gebäude schuf, das ihm anlässlich des Fairykongresses als Beobachtungsstation diente.

Soeben fiel das Wort Kongreß. Ein solcher hatte in der Tat stattgefunden, ein Fairykongreß, beschiedt aus aller Herren Ländern. Daphne Charters hatte ihn angeregt, Vater John ihr beige pflichtet, desgleichen Normus als Führer seiner Gruppe, und eine höhere, nicht näher bezeichnete Autorität hatte die Erlaubnis dazu erteilt. Dreitausend Feenwesen aller Farben, weiße, gelbe, braune, schwarze, waren aus der ganzen Welt herbeigeströmt.

Tag und Nacht wohnte Vater John als Beobachter dem Kongreß bei. Die Astralwesen waren ebenfalls zugegen. Auf diese Weise bekam Charters, deren beschränkte Schau den unzähligen Schwingungen nicht gewachsen war, Einblick in das Geschehen jener für die Fairies so aufregenden Tage.

Kunterbunt kostümierten sie sich. Movus, der stets Barhäuptige, trug einen Turban, Nuvic prunkte mit einem reichbestickten chinesischen Kimono nebst Sandalen. Namsos mimte einen Araber, Merella schmückte sich mit einer Mantilla, aber damit war das Spanische an ihr zu Ende, denn

die Beine hüllten nach wie vor das fließende Gewand, aus dem unten ein paar Holzschuhe hervorlugten. Lyssis, ihres adretten Kleidchens mit dem steifen weißen Kragen und den Aufschlägen an den Ärmeln überdrüssig, zeigte sich ebenfalls halb als Spanierin, der Rest glich einer Negerin. Und so weiter des Mummenschanzes, der die ganze sorgsam vorbereitete Begrüßungsszene über den Haufen warf.

Die mit Sonnenaufgang eintreffenden Delegierten, sämtlich in den Trachten ihrer Landstriche, schrien vor Lachen, als sie den bunten Wirrwarr sahen und sprangen toll durcheinander. Einer Gruppe höherstehender Fairies erst gelang es, die Ordnung wieder herzustellen.

In einem Ritual, das bald darauf stattfand, verehrte jeder Fairy Gott auf seine Weise, wobei menschliche Gebräuche nachgeahmt wurden. Einige entblößten das Haupt, andere zogen die Schuhe aus oder entrollten mitgebrachte Gebets-teppiche; verschiedene wandten sich gen Mekka: Aber alle waren voll des Dankes, an dem großen Treffen teilzuhaben. Am Beginn eines jeden Tages stand die Morgenandacht mit gemeinsamer Meditation. Auf einem unbebauten Grundstück waren mittels Gedankenkraft zwei Dörfer errichtet worden. Jederlei Komfort wurde geboten. Rat und Auskunft wurde in besonderen Gebäuden erteilt.

Mrs. Charters, den Delegierten vorgestellt, hielt eine einfache Begrüßungsansprache, die ungeteilten Anklang fand. Ansprachen und Reden waren dank der Gedankenbeherrschung Sache eines Augenblicks; denn Fairies können Hunderte von Gedankenformen zugleich verstehen. Ausführungen, für uns Angelegenheit von Stunden, erledigen sie in wenigen Momenten.

Neben Besprechungen, Festlichkeiten und Spielen galt ihr besonderes Augenmerk der Erprobung einer speziellen Kraft, die es ermöglicht, verlorene Seelen zu retten. Die Strahlen dieser Kraft regen die Schwingungen der in tiefer Bewußtlosigkeit dahindämmernden Spirits an und steigern diese solange, bis endlich das Bewußtsein wiederkehrt. Ein südafrikanischer schwarzer Fairy äußerte sich zu Vater John, er habe noch nie eine solche gewaltige Ansammlung von Kraft gesehen und er sei glücklich, zu wissen, daß man sie einsetze, um denjenigen zu helfen, deren grausames Los

zu mildern, mit zu seiner Aufgabe gehöre. Die Begeisterung eines amerikanischen weißen Fairy gipfelte in der Überzeugung: Die Versammlung sei heute auserwählt gewesen, die Essenz aller Kräfte kennenzulernen. Ihre richtige Nutzung wäre der Schlüssel zu einer besseren Welt.

So wurden denn auf dem Kongreß (der übrigens eine Grußbotschaft an Lord Downing ob seines mutigen Eintretens für die Naturgeister sandte) einige wichtige Resolutionen gefaßt. Es wurde beschlossen, die Erdgebundenen durch Gedankenprojektionen und durch die Kraft der Liebe zu unterstützen und sich der Kranken noch mehr als bisher anzunehmen. Alles in allem, der von Daphne Charters ins Leben gerufene Kongreß war ein durchschlagender Erfolg. Eine weitere Neuerung im Feenreich — ebenfalls eine Anregung Mrs. Charters — war das Fairy-Büro, dessen Aufgabe es ist, Mensch und Fairy einander näherzubringen.

Von menschlicher Seite wurde Betty damit betraut, von jener der Feen zwei Hausfairies, Shenna und Pino, und die Naturfairies Namsos, Sirilla, Nixus und Lyssis. Eine Organisation wurde geschaffen unter der englischen Bezeichnung „Human and Fairy's-Relationes-Depot“. Zu ihrer großen Freude konnten die Fairies Tausende der ihren vormerken. Bald erfuhr John, daß die Zahl der zusammengeführten Paare schon eine ganz beträchtliche sei. Nixus stellte fest, viele Freundschaften seien bereits geschlossen worden; unerschütterlich ist seine Überzeugung: Jedes Zusammenfinden hilft eine Brücke bauen, die den Abgrund zwischen zwei Evolutionen überspannt — die der Naturgeister und jene der Menschen.

3. Allein der Seher sind noch mehr

Joachim Winkelmann ist der Ansicht, die meisten Berichte gäbe es über Begegnungen mit Luftgeistern und Zwergen, bedeutend weniger über die viel scheueren Nixen und kaum welche über Feuer- und Sturmgeister.

Winkelmann selbst hatte verschiedentlich Kontakt mit den Zwischenwesen.

Die winzigen, zierlichen Blumenelfen, die er den Luft-

geistern zuzählt, will er des öfteren, zwar nicht direkt, doch mit geistigem Auge wahrgenommen haben, „aber darum nicht minder deutlich“. Ja, sogar Mitteilungen erhielt er von ihnen. Als ein herabhängender Zweig wie von selbst sich aufrichtete, indes ein nebenstehender sich senkte und ein Bekannter dazu meinte, ob nicht eben ein Elf seinen Platz gewechselt habe, empfing Winkelmann, medial schreibend, den Satz: „Kleiner Blumengeist grüßt euch. Lalila.“

Nicht zu Unrecht fragte er sich: Waren Heben und Senken der Zweige nicht doch bloß Werk des Zufalls und die darauffolgende Botschaft lediglich ein Produkt der im Unterbewußtsein schaffenden Phantasie?

Außerdem höre ich den Einwand: Äthergeschöpfe sind schwerelos, belasten daher keine Zweige.

Nach altem Zigeunerglauben zwar geht eine Fee vorbei, wenn ein Fingerhut das Köpfchen senkt.

Mit Gnomen hatte Winkelmann ebenfalls mancherlei Erfahrung. Einen breiten Platz nahm *Puus* ein, ein fünfundzwanzig Zentimeter großer Zwerg mit auffallend dünnen Beinen, altem, doch ziemlich glattem Gesicht, sehr großer Nase und auffallend spitzem, bartlosem Kinn. Fröhlich guckten seine Augen in die Welt. Seine Vorliebe galt der Botanik, weshalb ihn seine Zwergengenossen „Professor“ nannten; seine Frau jedoch rief ihn einfach *Puus*. Er war Vater von siebzehn Kindern, was aber seiner Ansicht nach gar nicht einmal soviel sei, denn andere Zwerge hätten noch viel mehr; was allerdings in Widerspruch stehen würde zu Bäckners Beobachtung.

Oft hockte das Kerlchen, saß Winkelmann bequem in seinem Stuhl, oberhalb desselben. Dieser sah den Gnomen nicht, fühlte ihn aber geistig. „Es ist“, schreibt er, „wie ein feiner Hauch oder eine Strahlung, die ihn umgibt und ihn einhüllt, ohne seine Konturen zu besitzen.“

Puus konnte sehr ärgerlich werden, wenn ihm etwas gegen den Strich ging. So etwa, als er verabredungsgemäß seinen großen Freund am Halse kitzelte und dieser, obwohl er es deutlich verspürte, das Empfundene auf Kosten der Autosuggestion setzte. Sofort drohte er, auf vier Wochen zu verschwinden und ihm jedesmal dann Besuch zu schicken, wenn er gerade in Unterhosen dastehe.

Weise konnte der Kauz nicht minder sein. In mancher Hinsicht hielt er die Menschen „ganz unverständlich dumm“. „Der Mensch ist zu rasch Mensch geworden“, konstatierte er. Über den Bericht, den Winkelmann über ihn verfaßte, äußerte er sich, auf der Stuhllehne hockend, höchst befriedigt. „Bravo, bravo“, lobte er freudig, „das gefällt mir gut, was du da geschrieben hast, denn es wird sicher dazu beitragen, die Menschen von der Wirklichkeit der Zwerge zu überzeugen.“

Geschah es doch auf höhere Weisung, wie er gestand, daß er bei Winkelmann weilen durfte; ein Auftrag, der ihn sehr glücklich stimmte, ist es doch der Gnomen Sehnsucht, den Menschen zu helfen und von diesen zu lernen.

Aleister Crowley, der vielumstrittene, arg gelästerte Meister *Therion*, besaß gleichfalls die Fähigkeit, Gnomen und andere Zwischenwesen zu sehen.

Es war in den zwanziger Jahren — wie mir der Sekretär der damaligen Pansophischen Loge erzählte —, als *Therion* zu einer Konferenz nach Deutschland gekommen war. In einer Beratungspause wandelte er mit einigen Spitzen der Loge durch eine einsame Gegend des Thüringer Waldes. Plötzlich im Gespräch innehaltend, winkte er freundlich bald hierhin, bald dorthin. Und dies geraume Weile. Der noch junge Sekretär wußte keinen Reim darauf, nachträglich belehrte ihn einer der Meister: Naturwesen von weit und breit wären gekommen, um den großen Wissenden in ihrem Reiche willkommen zu heißen.

Wer *Sterneders* „Wunderapostel“ gelesen hat, wird sich einer ähnlichen Szene darin entsinnen.

Von einer anderen Vision, die *Therion* beim Besteigen des *Vuizez Séracs* hatte und die er einer mehr geistigen als körperlichen Übermüdung zuschreibt, berichtet er selbst.

Vor ihm tauchte ein *Troll* auf, „einer der spaßigen kleinen Zwerge mit spitzen Kappen und riesigen Bärten, die man in deutschen Märchenbildern sieht und auf Bierkrügen. Dieses Geschöpf hüpfte sehr vergnügt herum. Es erschien in jeder Weise wirklich, zum Beispiel war es nicht durchsichtig“. Die Erscheinung dauerte nur wenige Minuten.

Kurt Lorenz gehört mit in die Reihe derer, die überzeugt sind, „daß es eine Zwergenwelt gibt, die in unsere Welt hin-

einragt und mit uns verwoben ist“. Durch ein halbes Dutzend Medien hatte Lorenz Kunde bekommen von dem „kleinen Volke“, späterhin „hörte“ er die Zwerge selber. Streng unterscheiden diese zwischen sich, den Gnomen und den Wichtelmännern; letztere, die „bösen Wichte“, warnten sie, seien den Menschen selten gut gesinnt.

Viel Interessantes erzählten sie von ihrem Wirken, von ihrer unermüdlchen Arbeit für das Wohlergehen der Menschen, deren geistiger Fortschritt ihnen besonders am Herzen liegt. Gnomen „schaffen Frohsinn, Zufriedenheit, Behaglichkeit und schmieden emsig am Glück der Menschen“. Wahre Schutzgeister sind demzufolge die Gnomen, und wohl dem Hause, in dem sie sich niederlassen. „Wo wir sind, wo wir unser Heim haben“, sagten sie zu Lorenz, „da kann viel Ungutes erst gar nicht herein!“ Keinesfalls jedoch dürfen die Gnomen tun, was ihnen beliebt. „Eine strenge Ordnung“ hält sie zusammen.

Geistiger Führung unterstehend, schaffen sie nach einem „genauen Plane“.

Alles ist bei ihnen wohlgeordnet. Sie gehören einem bestimmten „Volke“, „ihrem Stamme“, an, der sich aufgliedert in „Sippen“ und „Familien“. Sie haben „Stammesburgen“ und „Zentralen“, auch einen König, ihren „guten König“, an dem sie sehr hängen.

Befinden sich in einem Hause mehrere Zwerge, so unterstehen diese einem „Häuptling“, dem sie anstandslos gehorchen, ansonsten jedoch ist ihr Verhältnis zu ihm ein recht „vertraulich-kameradschaftliches“. Mitunter necken sie ihn sogar; denn den Kerlchens steckt nun einmal trotz ihres unbestrittenen Arbeitseifers der Schalk im Nacken. Der zumeist „besonders lange Bart“ ihres Oberhauptes reizt sie zu allem möglichen Unfug. Sie zupfen daran, ja schaukeln sich gerne an ihm, wenn sein Besitzer auf „der Gardinenstange sein Schläfchen halten will“.

Ungemein bestreben sich die Gnomen, Eingang dort zu finden, wo noch keine ihrer Artgenossen sind. Besucht ein Angehöriger einer Familie, in der sie bereits sesshaft sind, irgendwo Bekannte, dann benützen sie sofort diese Gelegenheit und schicken einen ihrer Kameraden mit dorthin, damit er Fuß fasse. Das geht natürlich nicht immer glatt nach

Wunsch, wie man eigentlich meinen sollte. Oft scheidert so ein Unternehmen ganz; was die kleinen Gesellen sehr traurig stimmt, wollen sie doch den Menschen helfen, sie aus ihrer Blindheit erlösen.

Sonst die stets Heiteren, bekümmert sie nichts so sehr, als zu wissen, bei den Menschen derart „in Vergessenheit zu sein, wenn nicht gar verspottet zu werden“. Spott und Mißachtung waren es denn auch, die die Zwerge veranlaßt hatten, sich immer mehr von den Menschen abzusondern. Und doch bedürfen die Gnomen für ihre Entwicklung nichts so sehr als deren Liebe. Haben sie diese Liebe, dann „wachsen und gedeihen“ sie, andernfalls haben sie es schwer und „müssen frieren“.

Auch Charters Fairies beklagten sich bitter, von den Menschen verleugnet zu werden.

Und gerade das, was uns bei Erhard Bäckers Schilderungen so ganz unwahrscheinlich anmutet — Ansprachen haltende, Aufmärsche veranstaltende, Feste feiernde, singende und musizierende Gnomen —, alles das finden wir bei Lorenz wieder.

Hier wie dort singen Zwerge Lieder, „tanzen dazu und schlagen ihre geliebten Purzelbäume. Bei feierlichen Anlässen bringen sie Musikinstrumente mit, unter denen Trommeln, Pauken und Trompeten dominieren“. Sie pflegen den Chorgesang, eine „Art von Männerchor“, wegen der Bärte, wie sie scherzhaft meinten.

„Bei besonderen Gelegenheiten oder Festen, wie bei Geburtstagen, Weihnachten usw., lieben sie es, feierliche Aufmärsche zu veranstalten, Ansprachen zu halten . . .“

Seit Kurt Lorenz durch seinen mutigen Bericht sich öffentlich zu den Zwergen bekannt hat, sind sie im Aufbruch. Manche Freunde half er ihnen werben. Der Gnomenkönig selbst übermittelte ihm seinen Dank. Ein Sprecher der Gnomen sagte: „Wir folgen jedem Ruf und erfüllen jeden Wunsch nach uns.“

Die längste Zeit hatten sie kein Zuhause, jetzt aber kommen sie wieder hervor und suchen die Menschen auf wie ehemals, als diese noch Sinn für sie und ihre Arbeit hatten.

„In Scharen verließen die Zwerge ihren Stammsitz und begaben sich zu den Menschen, die sie gerufen hatten.“ Seither

sollen viele ihre Hauszwerge besitzen; die ihnen manchmal sogar sichtbar erscheinen.

Frau *Edith Günther*, Hannover, u. a. bestätigte Lorenz, daß sich ihre Erlebnisse mit den seinen decken.

Zwei Zwerge — Puck und Grimmelchen, wie sie sich selber nannten — hatten sich bei ihr eingefunden und des Nachts durch „ziemlich viel leise Geräusche“ ihre Gegenwart angekündigt. Nachträglich entschuldigten sie sich für diesen Lärm mit der Begründung, sie hätten sich vorher alles ansehen müssen, doch es gefiele ihnen ganz ausgezeichnet hier. Frau *Günther* verkehrte mit ihnen mittels Planchette. Durch mediales Zeichnen erhielt sie sogar das Konterfei der beiden Gesellen. Höchst verwundert mag man sein, zu hören, daß diese kleinen Burschen einen guten Trunk zu schätzen wissen. Orangensaft war für sie ein „herrliches Getränk“. Dies mag unwahrscheinlich klingen, allein ich selbst habe eine ähnliche Beobachtung gemacht.

A. M. Grimm hatte Gelegenheit, sich von der Existenz eines Luftgeistes zu überzeugen. Das Wesen hatte sich selbst den Namen Golem zugelegt, hatte jedoch weder etwas mit der Golemfigur des Rabbi Löw zu tun noch mit dem Golemgespenst, das *Gustav Meyrink* durch das alte Prag spuken läßt.

Lange prüfte *Grimm* den Elementargeist und fand ihn echt. Jahrelang jedoch gestattete ihm dieser nicht, etwas über ihn, der freiwillig in den Dienst der Seherin *Regina* getreten war, anderwärts zu sagen oder gar darüber zu schreiben.

Normalerweise war Golem über zwei Meter groß, konnte aber seine Gestalt beliebig verändern. Oft wechselte er seine Masken, bald zeigte er sich als Kavalier, bald als Förster, Jäger oder, dem Zug der Zeit entsprechend, im Zweiten Weltkrieg als General.

Die Seherin verständigte sich mit ihrem spiritus familiaris teils durch „Gedankensprache“, teils vermöge Tischrückens. Der Elementargeist gab an, vor einigen Jahrhunderten schon im Dienste eines Alchemisten gestanden zu haben, dem er bei seinen Experimenten helfen mußte, und der ein gewaltiges Ende genommen haben soll.

Bei *Regine* bestätigte er sich gern als Hellseher. Prompt nannte er ihr die Zahl der tags darauf zu erwartenden Briefe

oder Besucher. Auch verriet er ihr, was an anderen Orten vor sich ging. Als einmal eine Stoffsendung erwartet wurde, mischte er sich unaufgefordert ins Gespräch und meinte, morgen wohl käme das bestellte Paket, enthalte aber nicht den bestellten Stoff, sondern einen anderen. Und so war es denn auch. Der von Golem beschriebene Stoff stimmte aufs Haar mit dem zugesandten überein.

Allein sein Können reichte viel weiter noch, er meisterte sogar die materielle Dingwelt. Unsichtbar war Golem zugegen, als in der Notzeit nach dem Ersten Weltkrieg *Grimm* mit *Regine* im Walde Holz sammelte. Leistete ein starker Ast den Muskeln unüberwindlichen Widerstand, so rief *Regine* einfach: „Golem hilf!“ und schon zersplitterte in *Grimms* Händen das Holz in die gewünschten kleinen Teile. *Einer Nielsen*, das berühmte dänische Materialisationsmedium, kann erst seit 1951 Naturgeister sehen, wozu es eines halbtranceartigen ekstatischen Zustandes bedarf; vor- ausgesetzt, daß niemand zugegen ist.

Anfangs waren es durchwegs Nebelgebilde, jetzt aber sieht er bereits deutlich Gestalten von der Größe weniger Zentimeter bis zu einem halben Meter.

Dr. Gerda Walther, München, versichert, eine Anzahl von Personen zu kennen, die sich der Schau von Naturgeistern erfreuen, alles Menschen, die in keiner Hinsicht „irgendwie anomal“ sind.

F. W. Kripper — so AME — beschwor im Groß-Borstel-Gebiet unweit von Hamburg die Elementarwesen, die, auf Haselstauden schaukelnd, sich mit ihm dann unterhielten.

Elementargeister dürften es auch gewesen sein, die Professor *Staudenmeier* äfften, wenn er grübelnd die Isar-Auen durchschweifte und anstatt des Wildes, das er schießen wollte, schattenhafte Umrisse von Spottgestalten im Gezweige sah, „dickbäuchige Kerle mit dünnen Beinen, langen, dicken Nasen oder langrüsselige Elefanten“, die ihn angrinsten. „Ein andermal schien auf jedem Baum, auf jedem Strauch eine Mädchengestalt zu sitzen.“ Ebenso sah er auf den vorüberziehenden Wolken „Mädchengestalten, verführerisch lächelnd oder auch spottend“.

Übrigens erzählte mir vor kurzem eine Dame von einem sehr intelligenten Russen, Landvermesser von Beruf, Deutsch

perfekt beherrschend, der beim Anblick einer Böcklinschen Meerfrau äußerte: „Ja, sowas gibt es. Mein Freund am Schwarzen Meer hat sie oft gesehen draußen auf den Klippen. Sie singen wunderbar.“

Überdenken wir die bisherigen Thesen, die Schilderungen und Berichte, so finden wir zweifelsohne darin viel des Gleichen, sich Ergänzenden, ebenso aber mancherlei, was zum Widerspruch herausfordert, wo augenscheinlich die Seher sich nicht mehr miteinander zu einigen vermögen. Wie auf anderen Gebieten erleben wir auch hier dasselbe, wobei mir oft das Bild jener Blinden vor Augen tritt, die, dazu noch fest gebannt auf dem Boden, einen Elefanten untersuchten, sich aber über dessen tatsächliche Form nicht einigen konnten. Diejenigen, die den Schwanz befühlten, stimmten wohl jenen zu, die dem Rüssel ihr Augenmerk schenkten, daß das Ding ohne allem Zweifel etwas langes, Stab- oder Peitschenähnliches sei, hatten sich aber sogleich in den Haaren betreffs Stärke und Größe. Einmütig ferner waren alle, die die Beine betasteten, darin, daß es sich hierbei unbedingt um etwas wie Säulen handeln müsse, verlachten jedoch sofort die Erforscher des Rumpfes, weil sie von mächtigen Wölbungen und Erhebungen sprachen. Nicht viel anders als diese bedauernswerten Geschöpfe fallen — anmaßend wie geltungssüchtig — die geistig Blinden oder halb nur Sehenden übereinander und auf die wirklich Sehenden her.

Was bei den Elementargeistern ganz besonders zum Widerspruch reizt, mit dem sich viele nun einmal nicht befreunden können, ist das allzu menschliche Verhalten dieser Wesen. Sylphen in wehenden Gewändern, Gnomen in den sonderbarsten Trachten, Häuser bauende, schön gekleidete Feen: Kein Wunder, wem das nicht einleuchten will. Allerdings Dr. *Quade* sagte seinerzeit, dies für unsere Begriffe so absonderliche Benehmen käme daher, weil die Naturgeister bestrebt seien, in allem und jedem den Menschen zu kopieren.

Eine Erklärung, die einleuchtet. Wie aber, wird man weiter fragen, ist es mit dem Gesang der Sylphen, Nixen, Zwerge? Oder gar mit deren Musikinstrumenten? Womit denn nur singen oder musizieren ätherische Geschöpfe?

Sicherlich urteilen wir auch in dieser Beziehung wieder ein-

mal zu rationalistisch. Sprechen wir von Musik, so begehen wir in der Regel sogleich den Fehler, lediglich an die Schwingungen von Saiten, Fellen, Holz oder Metall zu denken und an die damit verbundenen Lufterschütterungen, die unser Trommelfell erregen. Als ob es sonst keine anderen Ausdrucksmöglichkeiten gäbe, als ob dieses im Grunde höchst stümperhafte Verfahren bereits Musik als solche sei. Musik in ihrem wahren Wesensgrunde ist ein Transzendentes. Transzendente Wesenheiten stehen ihr somit wohl näher denn, als wir mit unseren stumpfen Sinnen. Hörten nicht große Musiker in ihren Inspirationen oftmals Klänge, die sie zu ihrem Leidwesen nur mangelhaft wiederzugeben vermochten.

Zudem scheint es auch Elementargeister zu geben, uns völlig fremd in Form und Tun.

Ein mir persönlich bekannter, sehr begabter medialer Maler, hat solche in unzähligen Variationen dargestellt, ganz so, wie er sie „Drüben“ beobachtet. Hier sehen wir fast durchwegs Schemen der bizarrsten Art; wenig oder nichts haben sie mit uns gemein. Keine Spur von Bekleidetsein, nichts von menschlicher Betätigung ist ihnen eigen. Mitunter schaut er welche wie in weiter Ferne, wie gefügt zu einer plumpen Masse, die sich erst bei genauerem Hinsehen auflöst in einzelne schattenhafte Umrisse. Gestalten, kaum dem Menschen gleichend, vollführen unausgesetzt stereotype Bewegungen, wie ein Greifen, Schöpfen, Ziehen sieht es manchmal aus; was dieses bezweckt, vermochte bis jetzt der Seher nicht zu ergründen.

Franz Oschlinger — Tapezierermeister, Berg- und Edelsteinsucher — ist wiederholt in dem Felsmassiv der Hohen Tauern den „sagenhaften Bergmandeln, von denen die Knappen des Mittelalters erzählt haben“, begegnet, ja, er hat sogar mit ihnen *gesprachen*. „Offensichtlich gibt es gute und schlechte“ unter den Bergmandeln.

Über das Aussehen dieser Wesen, eine Art von Zwergen wahrscheinlich, wie über seine Beziehungen zu ihnen, weiß *Oschlinger* wenig Konkretes zu sagen; denn „man kann die erlebten Bilder nur andeuten oder umschreiben, aber beschreiben lassen sie sich nicht“.

Ausgezeichnet formuliert, wie mir scheint, die beste Formulierung vielleicht überhaupt.

Jede Begegnung mit Elementargeistern findet sicherlich auf einem anderen Daseinsplane statt, in einer Dimension also mit ganz anderen Gesetzen, ganz anderen Begriffsvorstellungen, und erfordert daher einen andersgearteten Zustand unseres Bewußtseins, ein über die normalen Sinne hinausgreifendes Bewußtwerden des ansonsten Unbegreiflichen, für die normale Zunge Unausprechlichen — eben ein *über* unsere Sinne, über die gesamte Sinnenwelt Hinausreichendes.

4. Auch Baumwesen und Berggeister anscheinend doch mehr als bloß Märchengestalten

Von die Lebenskraft stärkenden *Inwiedie*, einer Art Baumnympfen, weiß schon die Edda; und ob Schiller nicht mehr zum Ausdruck bringen wollte als lediglich die Wiedergabe alten Sagengutes in dichterischem Gewande?, als er in „Die Götter Griechenlands“ ausrief: „Eine Dyas lebt in jedem Baum“.

An Dryaden — jene Baumwesenheiten, die innerhalb eines begrenzten Umkreises sich frei bewegen können, zum Unterschied von den an ihren Baum gebundenen Hamadryaden — glaubt auch der Dichter des „Wunderapostels“ und steht mit diesem Glauben nicht allein da.

Alt ist die Volksüberlieferung, die in den Bäumen belebte Wesen sieht, die klagen, wenn man sie ihres Körpers beraubt. Berechtigt wäre die Abbitte der Holzfäller vor Schlagen des Baumes, falls auf Wahrheit beruht, was kürzlich erst ein ehemaliger Sägewerksbesitzer erzählte. So unwahrscheinlich es klingen mag: Dieser *hörte das Wehklagen der todgeweihten Bäume*. Selbst in den schon gefällten Stämmen wühlte noch der Schmerz, zerschnitt sie die Säge zu Brettern. Ein Fairy der Mrs. Charters, der mit Bäumen arbeitete, tröstete daher jedes Wesen zuvor, wenn an ihm die Reihe war, und versuchte, ihm die Notwendigkeit und den Zweck seines Opfers klarzumachen.

Sehr weise sollen sie sein, diese Wesen der Bäume; heilende Kräfte gehen von ihnen aus, Begnadete unterhalten sich mit

ihnen und ziehen daraus leiblichen wie geistigen Nutzen. Allein, nicht ganz frei sind sie von Rachegeleüsten, wird ihnen ein Leid angetan.

Leser meiner „Unsichtbaren Helferkräfte“ entsinnen sich sicherlich jenes Wesens, das nachts ein Mädchen alpte, weil dieses Saft von der vorm Hause befindlichen Birke abgezapft hatte.

Dieses unheimliche Erlebnis der jungen Dame wäre somit eine Bestätigung des Glaubens an Baumdämonen, denen man zwar die Gabe zuschrieb, Fruchtbarkeit zu erzeugen, Heilung von Krankheit zu bewirken, Jugend und Schönheit gewinnen zu helfen — die aber ebensowohl, einmal erzürnt, dem Menschen sehr verderblich sein können.

In allen „Leib- und Geistesnöten“ wandte man sich ehemals an die Baumgeister. Mancherorts greift man neuerdings wiederum darauf zurück.

Sie wurden gerufen von hoffnungslos Erkrankten, von ausichtslos Liebenden, von Eheleuten, denen der Kindersegen versagt geblieben, wurden bestürmt, das Wachstum zu fördern, das Vieh zu beschützen, den Reichtum zu mehren und um mancherlei mehr.

Scheel sahen weltliche wie kirchliche Behörden auf dieses heidnische Treiben, pflichtgemäß daran Anstoß nehmend. Im Jahre 785 bedrohte der Landtag zu Paderborn jeden mit schwerer Strafe, der „bei einer Quelle oder einem Baume ein Gelübde machte“. — Auf dem 895 in Nantes stattgefundenen Konzil erging an die Bischöfe die Aufforderung, Bäume, die Dämonen geweiht waren, samt und sonders auszurotten. Wobei es sich zumeist um solche Bäume handelte, die im Volke derart hohe Verehrung genossen, daß selbst das Abbrechen eines Zweiges schon als Frevel galt.

Eigenartiges widerfuhr *Meister Therion* in Burma mit einem Teakbaum. Bezeichnend dabei ist, daß auch diesem Erlebnis ein ganz besonderer seelisch-geistiger Zustand vorausging. „Spirituell“ geworden durch andauernde Fieberanfalle, sprach der Dschungel zu ihm „von der Welt hinter der materiellen Offenbarung“, und kund wurde ihm, „daß jedes Phänomen, vom Rieseln des Flusses bis zum Duft der Blumen, die Sprache ist, in der die subtilen Seelen der Natur

zu unseren Sinnen sprechen“. So gestimmt, versetzte sich Therion, eines Nachts in seinem Boote liegend, „in die Kraft und Anmut“ eines Teakbaumes.

Als bald fand er sich „in der Umarmung des Natur- oder Elementargeistes des Baumes“. Diesen Geist schildert er als „ein Weib, kraftvoll und stark, von wunderbarer Leidenschaft und Reinheit“. Er verbrachte „eine schlaflose Nacht in einem dauernden höchsten Ideal der Liebe“, die ihm in steter Erinnerung blieb.

Weit weniger erfolgreich war ich, als ich auf einer Wanderung gezwungen war, unter einer tausendjährigen Linde zu nächtigen, die ich bereits als Kind schon kannte.

Zwar wußte ich im Augenblick des Erwachens, daß das Wesen des Baumriesen mit mir gesprochen hatte, war aber außerstande, das mir Mitgeteilte ins Gedächtnis zu rufen. In dem Bewußtseinszustande, in dem ich mich befunden hatte, muß mir etwas vermittelt worden sein, was in irdische Worte nicht zu fassen ist; so konnte eben nur Dunkles, Dämmerhaftes in mir verbleiben, unoffenbar dem Verstande, für den es in diesen Dingen kein Verstehen gibt.

Ebenso dürfte an den Bergegeistern, den Herren der Bergriesen, etwas Wahres sein, sofern das zutrifft, was wir verschiedentlich darüber hören.

Professor *Norman Collie*, 1942 verstorben (ein Mann, so im Nachruf der „Königlichen Gesellschaft“, von „scharfer Beobachtungsgabe, die er stets bei seiner wissenschaftlichen Arbeit und seinen Bergfahrten bewies“), bestieg als Dreißigjähriger den zweithöchsten Berg Großbritanniens, den Ben Macdhui.

Unweit des Gipfels bereits vernahm er im Schnee hinter sich unverkennbar Schritte. Der Meinung, jemand folge ihm, blieb er stehen und wartete. Sofort jedoch verstummte das Geräusch, setzte aber sogleich wieder ein, als er weiterging. Überzeugt, es müsse jemand in der Nähe sein, rannte er das Stück zurück, ohne aber etwas zu hören, geschweige denn zu sehen. Erneut jedoch dasselbe Geräusch, sobald er sich weiterwandernd dem Gipfel zuwandte. Oben angelangt, war es *Collie*, als näherten sich die Schritte immer mehr, bis er sie schließlich hart neben sich vernahm. Da packte ihn, den sonst so Furchtlosen, eine „namenlose Furcht“, und er lief, so

schnell er nur konnte, den Berg hinunter. Nichts in der Welt hätte ihn je dazu bewegen können, nochmals den Ben Macdhui zu besteigen.

Dr. Kellas, ein anderer Bezwingler des Ben Macdhui, gab später *Collie* Aufschluß über dessen unheimliche Wahrnehmung, denn er, *Kellas*, hatte *gesehen*, was jener nur mit dem Ohr vernommen.

An einem Sommerabend hatte der Bruder *Kellas* allein sich auf den Weg gemacht zum Gipfel des Ben Macdhui, indes *Kellas* selbst unten an einem Steinhang verblieb, von wo aus er den Vorausgeeilten gut beobachten konnte. Dieser machte nach einiger Zeit Rast an einem etwa dreißig Meter hohen keltischen Grabhügel. Von dem Ruhenden unbemerkt, von *Dr. Kellas* aber deutlich wahrgenommen, kam eine riesige Gestalt zum Vorschein, um nichts kleiner als der mächtige Hügel, den sie umschritt. Als bald war sie verschwunden.

Dr. Kellas wußte, wen er gesehen. Es war der „große, graue Mann des Ben Macdhui“, der Geist des Berges, der „*Ferla Mhor*“, wie ihn die Hirten nennen.

Berichte ähnlicher Art um den Ben Macdhui mehren sich. Über die Abenteurer mit dem wohl populärsten Bergegeist, zumindest für uns, mit *Rübezahl*, dem Herrn des Riesengebirges, plauderte vor einigen Jahren *Johanna Frauenholz* in der „Okkulten Stimme“. Ihre Erzählung macht einen durchaus glaubwürdigen Eindruck.

Mit einem Ehepaar wanderte Frau *Johanna Frauenholz* im Winter 1936 zur Gebert-Baude. Angeregt durch die märchenhafte Schneelandschaft des Riesengebirges kam das Gespräch auf Gnomen und Sylphen und schließlich, wie nicht anders zu erwarten, auf *Rübezahl*. Heftig wurde darüber diskutiert, ob er — vorausgesetzt, daß er überhaupt existiert — ein guter oder ein böser Geist sei. Frau *Frauenholz* verteidigte ihn wärmstens, da ja sein wahrer Name „*Dominus Johannes*“ sei; zu deutsch: „Der Herr sei uns gnädig“. Die kleinen Bosheiten, deren man ihn bezichtige, so meinte sie, entsprängen lediglich seinem Humor. Worauf ihr Begleiter, ein Breslauer Großkaufmann, erwiderte, er möchte ganz gerne an *Rübezahl* glauben, sofern ihm dieser nur endlich einmal einen Schabernack antue. Kräftiges Männerlachen entthob ihn weiterer Worte. Nirgends jedoch fand

sich die Spur von einem Menschen. Für Frau Frauenholz ein Beweis, daß kein anderer als Rübezahl der geheimnisvolle Lacher war. Die Gattin des Kaufmanns warnte: „Gleich wird er dir einen Streich spielen.“

Und schon war das Schnürband gerissen, und ausgerechnet dort, „wo man es einzuziehen beginnt. Rasch fädelten sich die zwei Enden auf, so daß die Ecken der Lederlappen, die die Lochreihen tragen, sich keck aufrichteten“.

Den Fluch, den der Geschädigte ausstieß, beantwortete a Tempo ganz dicht bei ihm schadenfrohes Gelächter.

Nun machte sich der auf so geheimnisvolle Weise Verspottete daran, den Schaden zu beheben. Kein Leichtes, denn er trug bis zu den Waden reichende Schnürschuhe.

Beschäftigt mit dem Zusammenknoten des Schnürsenkels, indes die anderen langsam weitergingen, ertönte wieder das belustigte Gelächter aus nächster Nähe.

„Na, glaubst du nun daran?“ fragte hernach seine Frau. Mißmutig gab er zur Antwort: Ohne weiteres, wofern der Senkel jetzt vom anderen Schuh risse.

Da war auch dieser entzwei. Und genau an der Stelle wie beim anderen. Und wieder dasselbe Lachen hart neben dem Skeptiker. Dann etwas weiter ab, „nach Sekunden noch einmal fern, ganz fern, als schwebte es über die Wipfel der Tannen droben“.

5. Der Geist des Edelsteines

Legendenumwoben sind die Kleinode der Erdtiefe. Heil und Segen schreibt man ihnen zu. Glückbringer sollen sie sein, Geber aller erdenklichen Erdenfreuden. Nicht minder aber kann Unheil an ihnen gebunden sein, Krankheit, frühzeitiger Tod, Ruin, Katastrophen, Verbrehen.

Sterneneinfluß heißt es gemeinhin dann. Jeder Stein untersteht bekanntlich ja einem bestimmten Planeten oder einem Tierkreiszeichen.

Nichts gegen diese Auffassung. Mögen es immerhin die Sterne sein, die den Aufstieg oder Niedergang des Edelsteintägers maßgebend beeinflussen, nur darf des verursachenden Faktors nicht vergessen werden, gewöhnlich Karma ge-

nannt. Und Karma, Schicksal, kann es gerade sein und ist es höchstwahrscheinlich, das uns einen Glücks- oder einen Unglücksstein in die Hände spielt, uns veranlaßt, sicher direkt dazu verführt, in den Besitz eines erfolgträchtigen oder unheilswangeren Steines zu gelangen. Wie oft taten dies nicht manche freventlich, durch Betrug, Raub oder sonst welchen Gewaltakt, womit der Frevler nicht nur in ethischer Hinsicht schlechthin eine böse Ursache geschaffen hat, schwer vergangen hat er sich zugleich an dem Herrn des Steines, da ja jeder Edelstein eine Seele besitzen soll.

Dieses Elementarwesen nun, sicher Teil einer Gruppenseele, wacht über den Besitzer des Steines, spendet Wohltaten oder schickt Ungemach; je nachdem es gestimmt ist, ganz dem Verhalten seines Trägers gemäß.

Ziehen wir in Betracht, was wir bei Sterneder („Der Wunderapostel“) über die Kristalldrüsen und den aus ihr emanieren Berggeist hörten (den wir selbstverständlich nicht verwechseln dürfen mit Berggeistern, wie Rübezahl einer ist oder der Ferla Mhor), so erscheint diese im ersten Moment ungeheuerlich anmutende Behauptung gar nicht so abwegig. Das merkwürdige Resultat eines Pendlers, der sich in den verschiedenen Sparten der Pendelmagie mit Erfolg versucht hatte, wengleich nicht hundertprozentig überzeugend, stimmt immerhin sehr nachdenklich.

Beim wiederholten Auspendeln seines Amethystringes wehte ihm unvermutet eines Tages etwas wie „Strahlung“ an.

Sein astrologiekundiger Freund meinte zwar, das Ganze beruhe sicherlich auf einer Täuschung, riet ihm aber dennoch, den Stein noch einmal anzusprechen.

Der Pendler stellte daraufhin mehrmals die Frage, welche Kraft eigentlich in dem Stein tätig sei.

„Lachen Sie nicht“, schreibt er mir, „ich bekam Antwort. Es sprach *in mir*, ‚es‘ sagte: Ich bin die Gruppenseele des Amethyst.“

„Wer spricht nun“, fragt kritisch der Experimentator, „spricht der Stein oder foppt mich eine Wesenheit?“

Da in esoterischer Hinsicht nichts gegen einen beseelten Edelstein einzuwenden ist, wäre es demnach durchaus möglich, mit der Gruppenseele einer Steingattung in Verbindung zu

treten. Ein Vorgang, der natürlich nur mit Hilfe jener Schichten unseres Unbewußten denkbar ist, die heute noch mit der Bewußtseinssphäre des Elementarreiches korrespondieren. Ein allzu kühner Schluß, mag sein, doch vertretbar selbst vom Standpunkt des aufgeschlossenen Tiefenpsychologen. Nicht ausgeschlossen also, daß wir hier Schichten im kollektiven Unbewußten berühren, die mit der Naturseele, mit den Bewußtseinsreichen um uns, in Beziehung stehen.

So gesehen, hätten wir vielleicht die Erklärung, wieso sich die Seele eines Steines, eines Baumes, eines Ghöms, einer Nixe oder Sylphe sich in menschlicher Sprache kundzugeben vermag.

Das Unbewußte in uns versteht eben die „Sprache“ der Elementarseelen, weiß deren Projektionen, die sie uns zusenden, umzudeuten in die dem Verstande begreifliche Formulierung; wobei es sich wohl um Ideenbilder, um eine Art Bilderschrift oder -sprache handeln dürfte, um die „Vokabeln“ einer archaischen Ursprache, eigen zutiefst allen Wesen, allen Bewußtseinsformen der Natur.

Von der Projektion von Gedankenbildern auf den Äther, bei vertraulichen Mitteilungen direkt auf das Bewußtsein dessen, der die Fairies-Botschaft empfangen soll, spricht ja auch Daphne Charters.

Die Methode der Gedankenprojektion, das Übermitteln von Ideen, Begriffen, Vorstellungen, ist die denkbar idealste Methode der Verständigung aller irgendwie mit Bewußtsein begabten Wesen untereinander. Ein jedes sendet ganz einfach in seiner „Sprache“ und jedes empfängt das ihm Zugesandte in seiner „Mundart“ sozusagen.

Nach Charters Dafürhalten sprechen zu ihr die Fairies englisch, der Astral des vormaligen Deutschen ist der Meinung, sie sprächen deutsch zu ihm.

Anscheinend vertreten jene Wesen dieselbe Auffassung, die mir immer schon als die wahrscheinlichste erschien; denn wenige Wochen nach obigem aufschlußreichem Versuch richtete die „Steinseele“ auf dem Wege des automatischen Schreibens nachstehende Worte an mich:

„Dieses Schreiben geht von der Urseele des Gesteins aus. Ich bin die Urseele der Amethyste und dieser, mein Freund

(nämlich der Pendler) schreibt nach meinen Angaben. Ich spreche zu ihm wie Du mit Deinen Mitmenschen — aber nur im Geiste. Ich erreiche seine Wesenheit, weil er sich ganz konzentrieren kann und weil die Welle seines Seins in den Bereich meiner Welle kommen kann. Er kann mich rufen, wenn er den Stein in seinem Ring fixiert. Es ist dies geheimnisvoll, und nicht viele Menschen verstehen es. Ich bin sehr alt und weiß das Vergangene und auch einiges der näheren Zukunft, soweit die Geschehnisse sich in Bildung befinden. Er hat mich mit etwas in Verbindung gebracht, das stark mit Dir zusammenhängt, und so erkenne ich auch Dich...

Du weißt vieles und richtiges aus der jenseitigen Welt... Dein Bestes ist die Erkenntnis über die Runen. Hierin hast Du vieles geleistet; denn diese magischen Kräfte kommen wieder ins Bewußtsein der Menschheit...

Hier muß ich (das „Wesen“ des Steines) einflechten, die präzisen Ausdrücke kommen von meinem Freunde, ich spiegele ihm die Urbilder zu.“

Könnte man es besser, deutlicher ausdrücken? Unser Unbewußtes setzt diese Bilder, wie gesagt, in die entsprechenden Worte um. Ein Dolmetscher für die Transzendenz wohnt uns allen inne.

Nachdrücklich betonte ferner das „Wesen“, daß sein Freund, der Träger des Steines, nicht in Trance schreibe. „Gerade dieses ist das Phänomen an ihm.“

Und weiter:

„... Dieses soll ein Versuch sein, weil Du (womit das „Wesen“ mich meint) verständig bist, Dir etwas zukommen zu lassen, das Dir sicher fremd ist. Ich bitte Dich aber, von diesem Schreiben einen verständigen Gebrauch zu machen. Für die Menge ist es nicht gedacht, nur für einige Freunde dieser Sache...

Ich sage Dir Gruß, aber Namen habe ich nicht. Mein Freund (der Pendler) nennt mich Kristallseele.“

Jedenfalls ein höchst sonderbares Dokument, um so mehr, da mir außerdem Dinge gesagt wurden, die der Experimentator — der mich übrigens weder persönlich kennt noch über meine Lebensumstände unterrichtet ist — unmöglich wissen konnte.

6. Ein weiterer Zeuge: Die Fotoplatte

Fotos sprechen für ein Vorhandensein der Elementarwesen; beweisführend freilich nur für diejenigen, die von der Lauterkeit des Fotografen überzeugt sind, ansonsten weiß jeder Kinobesucher, welch herrliche Grusikals heutigentags sich herstellen lassen. Den Fototricks sind kaum noch Grenzen gesetzt. Hinzu gesellen sich bisweilen fatale Spiegelungen in der Optik, von Geschäftemachern den Gutgläubigen dann als „Geisterfotos“ offeriert. Manchmal täuscht Blättergewirre oder sonstiges etwas wie ein Gesicht oder eine Gestalt vor.

Schwer ist es daher, mit Fotos zu argumentieren. Dem Ignoranten sagen sie bestimmt nichts. Falsch dennoch wäre es, einfach über alles hinwegzugehen, was die Fotoplatte uns bisher entschleierte hat.

Geradezu als klassisch können jene 1917 und später gelungenen Aufnahmen mehrerer Elfen und eines Gnoms gelten, die seitdem in Zeitung, Zeitschriften und Büchern ins Treffen geführt werden.

Eine vornehme englische Zeitung, „Strand-Magazine“, referierte seinerzeit über die aufsehenerregenden Vorkommnisse wie folgt:

„Im Dorfe Dalesby, West Riding, Nordengland, zählt ein Mr. *Charpenter* zu den bekannten und geachteten Bürgern. Seine beiden Mädchen kehrten stets vom Spiel im nahen Gehölz mit der Behauptung zurück, daß sie dort ‚Feen und Gnomen‘ zu sehen bekämen und mit ihnen gar in traulichen Freundschaftsverkehr zu treten pflegen. Mr. *Charpenter* spottete natürlich über die Phantasiegebilde der Kinder. — Aber immer wieder kehrten die Mädchen mit dieser unglaublichen Behauptung heim, bis eines Tages Mr. *Charpenter* eine Platte in seine Kamera lud und die Mädchen aufforderte, ihre märchenhaften Spielgefährten im Walde einmal abzuknipsen. Nach kurzer Zeit kehrten die Mädchen heim und Mr. *Charpenter* machte sich an die Entwicklung der Platte. Wer beschreibt aber sein Staunen, als aus der Lösung sich allmählich folgendes Bild entwickelte: Das eine Mädchen am Ufer des Baches stehend, dem anderen mit der Hand das Zeichen zum Abknipsen gebend, und um seinen Kopf

herum ein entzückender Reigen von wohlgebildeten Elfen- und Feengestalten, freischwebend in der Luft! Einige Wochen später brachten die Kinder eine zweite Aufnahme heim, deren Entwicklung das Mädchen am Rande eines Gehölzes wiedergibt, während sich vor ihr eine niedliche kleine Gnomengestalt mit spitzen Flügeln — wie wir sie in Märchenbüchern sehen — zeigt.“

Auf diese Weise erhielt Mr. *Charpenter* ein paar Jahre später noch drei Bilder — insgesamt also deren fünf, die *L. Gardner* dann in sein Buch „*The Farries*“ aufnahm.

Für die Echtheit genannter Fotos bürgte der Schöpfer des scharfsinnig kombinierenden *Sherlok Holmes*, *Conan Doyle*, nachdem er das Gutachten erster Fachleute eingeholt hatte, nach deren Urteil jederlei Betrug — etwa doppeltes Exponieren oder sonstige Fotomontage — völlig ausgeschlossen war. Widerlegt ferner wurde von den Fachleuten der Einwand Mr. *Charpenters*, Opfer einer ihm gespielten Posse geworden zu sein, indem die Mädchen vielleicht Papierfigürchen schnitten und bemalten.

Ein in unsere Zeit hineinragendes Reich der Elfen, Feen und Gnomen war für den weltbekannten Kriminalschriftsteller Gewißheit. Daß die Bewohner jener unsichtbaren Reiche nicht jedermann, sondern vorwiegend nur dem sensitiven Kinderauge wahrnehmbar sind, führte *Conan Doyle* sehr richtig auf den subtilen Schwingungszustand der Elementarwesen zurück.

Der Elfenreigen des ersten Bildes zeigt deutlich fünf geflügelte Gestalten vor der Brust des Mädchens, feingegliederte grazile, in hauchdünne Schleier gehüllte Figürchen.

Der Gnom auf dem nächsten Foto trägt, soweit zu erkennen ist, schwarze Trikots und eine Art Wams oder Mäntelchen mit Halskrause und als Kopfbedeckung einen spitzen, kegelförmigen Hut. Die Flügel sind proportional gesehen wesentlich kleiner als die der Elfen. Graziös beugt er die Knie vor der im Grase sitzenden *Elsie*, ihr sein Händchen reichend.

Neben der kleinen *Frances* erblicken wir auf dem anderen Foto in Gesichtshöhe, ein Stück weiter nach links, ein zartes Elfelein mit gehobenen Armen, so als ob es gerade im Fliegen einen Sprung macht.

Ein kaum spannenlanger Elf, den Elsie vor der Aufnahme gesehen und gebeten hatte, sich auf ihre Hand zu stellen, ließ sich, der Bitte folgend, in dieser Haltung konterfeien. Das fünfte der Bilder — betitelt „Sommerabend der Elfen“ — ist „ein zartes luftiges Gebilde, das zwischen den Gräsern hängt“.

Oft und gern spielten die Mädchen mit Elfen und Gnomen. Zudem erblickte Elsie einmal, wie sie vermutet, Baumgeister. Aufmerksam geworden durch ihre beiden Dackel, die laut kläffend einen Baum berannten, sah sie empor. Oben auf einem Zweige bewegte sich etwas Grünes, ein paar Gestalten in Form ellenlanger Kegel, bald schmal und lang, gleich darauf wiederum klein und dick.

Als sich die junge Dame verheiratete, verblieb ihr zwar die Hellsicht, war jedoch nicht mehr befähigt wie einstmals, das transzendental Geschaute auf die Platte zu bannen.

Wenn Frau Dr. *Gerda Walther* dazu schreibt: „Es scheint also vor der Verheiratung eine von ihr ausgehende Kraft zum Fotografieren verwendet worden zu sein, die später nicht mehr verfügbar war“, so dürfte die Antwort darauf nicht allzu schwer sein für denjenigen, der mit den Gesetzen der Sexualmagie vertraut ist; galt doch bereits in alten Vorschriften allerwegen die Forderung, daß bei der Rufung von Naturgeistern eine reine Jungfrau zugegen sein müsse. Wobei die Betonung uneingeschränkt auf *rein* zu liegen hat.

Willy Schrödter versichert, genügend Beweise zu haben, daß Elementargeister schon oftmals fotografiert worden sind, „Zeugnisse der glaubwürdigsten und kritischsten Personen“. Desgleichen äußert sich dahingehend der Chemiker und Patentanwalt Dr. *Fritz Quade*.

Auch ich habe derlei Aufnahmen gesehen. Erinnern möchte ich hier an das Foto des „Wassergeistes“, dessen Zustandekommen ich in „Unsichtbare Helferkräfte“ (Seite 118) geschildert habe, eine Aufnahme, die zweifelsfrei echt ist.

Des weiteren haben mir Bilder zur Ansicht vorgelegen, durchwegs Schnappschüsse aus Wiese und Wald, auf denen durchsichtige Gestalten hingestreckt auf Ästen lagen, und aus dem Boden hervor lugten winzige skurile Gesichter.

7. Spielen uns bisweilen Elementargeister einen Schabernack?

Wir wissen es bereits, nicht nur Dienstfertigkeit, Hilfsbereitschaft, Guttaten verschiedenster Art rühmt man Gnomen, Luftgeistern und anderen Naturwesen nach, ebensowohl zeigen sie mitunter recht böse Schattenseiten. Denken wir bloß an den erzürnten, den Ruin herbeiführenden Gnomen, an das seiner Lebenskräfte beraubte vampirisierende Baumwesen, weit dämonischere Züge wird noch der Abschnitt über Inkuben und Sukkuben enthüllen.

Hier zunächst wollen wir uns mit einer im Grunde harmlosen Untugend beschäftigen, mit der Freude am Schabernack.

Beweise hierfür scheint es übergenug zu geben. Lorenz' bärtezupfende Zwerge, Charters Gnomen, die des Gärtnerburschen „grober Umgang“ mit den Werkzeugen erfreut, Windelmanns mit „In-Unterhosen-Dastehen“ drohender Puus, Rübezahl und die reißenden Schnürsenkel — all dieser Unfug stellt wahrscheinlich nur eine winzig kleine Probe dar von dem, was diese kleinen und großen Kerle zuweilen anstiften.

Möglichst gehen viele jener Vorkommnisse, für die wir beim besten Willen keine Erklärung finden, auf deren Konto. Ich meine hier vor allem das oft rätselhafte Verschwinden irgendeines Gegenstandes, meist eines solchen, den man gerade dringend braucht und der später dann unter ebenso merkwürdigen Umständen wiederum auftaucht.

Nicht wenige scheinen es zu sein, die hierfür Beweise erbringen können. Ein besonders eigenartiger Vorfall sei hier herausgegriffen. Ein Herr, Anfang fünfzig, im Berufsleben stehend, seines Dafürhaltens sehr medial, schrieb mir vor einigen Jahren:

„... Gestern abend habe ich ein merkwürdiges Erlebnis gehabt. Glauben Sie mir, ich bin ein skeptischer Mensch und sträube mich durchaus, das Erlebnis für wahr zu halten. Gestern abend hatte ich mir zwei kleine Cellophan-Tütchen mit gebrannten Mandeln gekauft. Ich steckte eines der Tütchen in die Hosentasche und eines in die Manteltasche. Zu Hause wechselte ich wie üblich die Hose und denke nicht

mehr an die Süßigkeiten. Am nächsten Morgen im Büro — ich bin Ingenieur — will ich die beiden Tütchen herausnehmen und in eine Schublade legen.

Da ist nur noch eines der Tütchen da.

Ich krame alle Taschen um, es ist auch kein Loch in der Tasche. Achselzuckend denke ich, daß ich vielleicht zu Hause doch eines der Tütchen in die gewechselte Hose gesteckt habe. Ich komme abends nach Hause, ich bin im Begriff, wie üblich meine Hose zu wechseln, habe sie ausgezogen und bin dabei, sie über den Stuhl zu legen — da raschelt es im unteren Teil des linken Hosenbeines . . . in der Hose, die ich *den ganzen Tag getragen habe!* Die Hose ist innen glatt und ohne Futter, ohne Umschlag.

Ich greife nach unten, und unten aus dem linken Hosenbein fällt mir das Tütchen gebrannter Mandeln in die Hand.

Wohlbemerkt, *nicht neben dem Hosenbein, sondern direkt aus dem Hosenbein.*

Halten Sie es wenigstens für möglich, daß so etwas wie eine Dematerialisation im Spiele war? Mir fehlt jede Erklärung . . .“

Was könnte es sonst anderes gewesen sein als De- und Rematerialisation — sofern, wie aber aus der Zuschrift kaum zu bezweifeln, der Fall sich wie berichtet zugetragen hat. Wo denn sonst wäre die Tüte die Zeit über verblieben? Hätte der Gegenstand seinen Platz nicht verlassen, käme fraglos noch ein Übersehen in Betracht, das natürlich ebensogut ein suggeriertes sein könnte.

Mit der Schilderung eines eigenen ähnlichen Erlebnisses, so wenigstens glaube ich, habe ich dem Schreiber den letzten Zweifel betreffs gesunden Menschenverstand genommen.

Zu einer Zeit, wo mir Okkultes noch ziemlich fremd, hatte ich eines Nachmittags mit einem Freund auf dem Speicher gebastelt. Eben waren wir fertig geworden und räumten das Werkzeug zusammen. Vergebens suchten wir nach dem Messer, mit dem wir kurz zuvor hantiert hatten und das sich nirgends anders als auf dem Bretterboden des zwei Meter hohen Aufbaues befinden konnte. Auf und ab rutschten wir auf den Knien, jedes Fleckchen wurde mehr als einmal mit den Händen abgetastet, was an sich gar nicht nötig gewesen wäre, denn die Bretter lagen flach vor uns, ohne

jede Vertiefung oder sonstige stille Verstecke. Mißmutig kletterten wir schließlich herab, packten unser Zeug und wandten uns, das Messer resigniert abschreibend, zum Gehen. Da — hinter uns ein Klatschen. Etwas war von dem Aufbau, den wir eben noch abgesucht, heruntergefallen. — *Das Messer!* —

Verblüfft sahen wir einander an. Keiner wußte hierfür eine Erklärung, war es doch ausgeschlossen, das Messer vorhin zu übersehen. Noch dazu hätte es ja hart am Rande liegen müssen mit erheblichem Übergewicht. Weder den Augen noch den tastenden Händen wäre so etwas entgangen.

Damals freilich wußte ich keinen Reim auf diesen den menschlichen Sinnen hohnsprechenden Vorfall. Mahnend blieb er haften in mir als Beweis, daß es etwas geben müsse, das die Mauern unseres rationalistischen Wahngebäudes zum Einsturz bringt.

Wäre es nicht durchaus denkbar, daß in beiden der eben geschilderten Fälle Naturgeister sich einen Scherz erlaubten?

8. Liebes- und Ehegefährten aus dem Reich der Zwischenwesen

Ein Elementargeist als leiblicher Liebespartner? Ist dies denn nicht der Gipfel des Zumutbaren?

Gemach. Wie schon eingangs angedeutet, zogen die Rosenkreuzer, ebenso Paracelsus, der sicher zu den ihren zählte, eine solche Möglichkeit ernsthaft in Betracht.

An sich hielt Theophrastus die Elementargeister für seelenlose Geschöpfe, so daß sie daher nicht ewig seien, räumte aber ein, man habe mannigfach erfahren, sofern sie sich mit einem Menschen verbänden, könnten sie „ewig werden, d. h. beseelt wie der Mensch“.

Geregelt ist auch die Frage der Nachkommenschaft hinsichtlich Seele. „Kommt es nun zu einer Heirat, so daß eine Wasserfrau (die dem Menschen besonders nahestehen sollen) einen Mann aus Adam nimmt, mit ihm haushält und gebiert, so wisset bezüglich der Kinder, daß solche Geburt dem Manne nachschlägt. Weil der Vater ein Mensch aus Adam ist, wird dem Kind eine Seele eingegossen und es wird ein rechter Mensch, der Seele hat und Ewigkeit.“

Die Elementargeister buhlen daher um die Seele des Menschen und suchen ihn mit Fleiß. „Also trachten sie nach solcher Liebe zu dem Menschen, um mit dem Menschen ein Bündnis zu schließen. Denn sie besitzen außer der Seele allen Verstand und alle Weisheit, nur die Seele nicht. Also empfangen sie die Seele und ihre Kinder nachher kraft der Adamitischen Frucht . . .“

Wobei mir der Ausdruck Seele nicht ganz glücklich gewählt scheint. Sicher ist er nur eine Konzession, um damals besser verstanden zu werden, war doch die kirchliche Auffassung von einer unsterblichen Seele die herrschende; innerhalb der dogmatisch gebundenen Kreise leider heute noch. Zudem man anscheinend ganz vergißt, daß Seele auch das Tier besitzt, wofern man den astralen Gefühlsbereich gleichsetzt mit den seelischen Funktionen.

Richtiger müßte man demnach also von Geist sprechen, ein Wort freilich, das im Sprachschatz des konfessionell Ausgerichteten selten zu finden ist und in wenig hohem Kurs steht. Weit lieber hält man sich an den verwaschenen Begriff Seele. Wir aber wollen es anders handhaben und streng unterscheiden zwischen der vergänglichen, astralgebundenen Seele und dem unsterblichen Geiste, *Buddhi-Manas*, im theosophischen Sprachgebrauch.

Wollte die Kirche doch endlich begreifen, wie nichtssagend, wie abgegriffen die Bezeichnung „Seele“ ist. Bestimmt dachte Paracelsus darüber nicht viel anders. Jedenfalls bestehen für den Hohenheimer starke Beziehungspunkte zwischen Elementargeistern und Menschen schlechthin. Er stellt jene auf die Entwicklungsstufe unserer Wilden, so etwa „als wie man sagt: der Wolf ist ein wilder Hund, der Steinbock ein wilder Gemsbock u. dgl.“

Jedoch nicht jede beliebige Gattung von Zwischenwesen vermag sich dem Menschen fleischlich zu vermischen; am ehesten nach den „Wasserleuten die Waldleute, alsdann die Bergmännlein und Erdmännlein, die jedoch selten Menschen heiraten, sondern sich ihnen zu dienen verpflichten“.

Wie es den Anschein hat, drängen fast durchweg die weiblichen Wesen ins Menschenreich.

Bei den germanischen Völkerschaften waren es ehemals die „Wildfräulein“, die Menschen ehelichten.

In einer Höhle am Rodenstein soll so ein Wildfräulein gewohnt haben, das in Liebe zu einem Jägerburschen entbrannte und diesem sogar ein Kind gebar.

Von langjährigen Ehen mit Waldfrauen erzählt man sich in nordischen Ländern. Noch 1691 kostete der Glaube daran einem zweiundzwanzigjährigen Burschen aus Markhäräd das Leben. Sträflichen Umgang mit einem *Skogs-* oder *Bergsro* legte ihm das Häradsgericht zur Last und schickte ihn aufs Schafott.

1701 machte man dem Volontär Mans Malm den Prozeß, weil er sich mit einem *Skougra* eingelassen habe.

Einem bayrischen Edelmann näherte sich eine Sylphe in der Maske seiner heißgeliebten verstorbenen Frau, über deren Tod er nicht hinwegkam. Mehrere Jahre beglückte ihn das luftige Wesen, entschwand aber augenblicks, als der Edelmann ihr gegenüber sich schlecht betrug.

In dieser Beziehung scheinen sie nicht zu spaßen, die Liebesgesponsinnnen aus dem Elementarreich.

Der Ritter Dimringen von Staufenberg starb sogar alsbald, nachdem er seine Wasserfrau schnöde hintergangen hatte.

Nicht unbedingt muß es schlechtes Betragen sein, das den Naturgeist veranlaßt, dem geliebten Menschen den Rücken zu kehren; oft ist es die Sehnsucht nach dem heimischen Element, die den Sukkubus zwingt, zu scheiden. Warnt doch Paracelsus:

„Wer eine Nymphe zum Weibe hat, der lasse sie zu keinem Wasser kommen oder beleidige sie nicht auf einem Wasser. Wer ein Bergweibchen bei sich hat, der beleidige es nicht an solchen Orten, wo es verlorengehen könnte. Denn insoweit sind sie den Menschen verpflichtet und verbunden, als sie vom Menschen nicht ohne Ursache loskommen können. Wohl aber kann dies von demselben Ort geschehen, woher sie gekommen sind.“

Was der Dachdecker aus Neuwied nicht beachtet hat, der auf seltsame Weise zu einer schönen Sylphe gekommen war. Eines Nachts setzte sich seinem Gesellen ein dünner, langer Affe auf den Leib und drohte ihn zu ersticken. Als sich in der nächsten Nacht der Alp wiederum einstellte, verstopften Meister und Geselle schleunigst jeden Spalt, jede Ritze in der Stube und jagten dann den Spuk, der inzwischen unter

das Bett geflüchtet war. Als sie ihn hervorziehen wollten, fanden sie an Stelle des widerlichen Affen eine hübsche zierliche Maid, die sich als Sylphe zu erkennen gab und dem Meister so gut gefiel, daß er sie alsbald darauf heiratete. Sorgfältig verschloß er jeden Abend die Ritzen in Tür und Fenster, unbekümmert um das Gehänsel von seiten seiner Frau. Schließlich aber von der Treue der Gattin überzeugt, hielt er diese lächerliche Vorsichtsmaßnahme für überflüssig und unterließ sie daher. Noch in derselben Nacht vernahm er ein Zischen, ein Brausen, und weg war das geliebte Weib, durchs offene Schlüsselloch entwischt.

Eine noch ältere Sage, aus Osterreich stammend, weiß von einem Manne, der ebenfalls das Schlüsselloch verstopfte, als er, von der Trude gequält, beim Aufwachen auf der Brust eine Flaumfeder vorgefunden hatte, die sich sodann in ein wunderschönes nacktes Weib verwandelte, das weinend auf dem Bette saß. Auch er nahm sie zur Frau und lebte mit ihr viele Jahre in glücklicher Ehe. Als er jedoch einmal leichtsinnigerweise den Pfropfen aus dem Schlüsselloch zog, fielen die Kleider ab von seinem Weib. Entschwunden war es, und die Flaumfeder von einst wehte ein Windstoß hinaus durchs Loch. Niemehr sah er seine Frau, nie die Kinder ihre Mutter.

Verbunden mit ihrer irdischen Erscheinungsform verbleiben auch die Baumnympfen, denen man gleichfalls fleischliche Verbindungen mit dem Menschen nachsagt. Gieren nicht selbst „Erkönigs Töchter“ nach dem schönen Knaben auf Vaters Roß?

Wohl darf sich die Dryade von ihrem Baume — dessen Wuchs wie Größe ihre Schönheit bestimmen — lösen, um mit einem Menschen zusammenzuleben, doch bleibt ihr Schicksal weiter an das des Baumes gebunden.

Davon schien freilich ein im achtzehnten Jahrhundert in der Nähe von Bydow in Böhmen beheimateter Familienvater nichts gewußt zu haben, und so wurde ihm diese Unkenntnis denn zum Verhängnis.

Dahintergekommen, daß seine Frau Nacht für Nacht ihren Körper verläßt und in eine Weide am nahen Bache geht, fällt er diese kurzerhand, als gerade wieder einmal der Astral des Weibes sich darin befand. Befriedigt ob seiner

Tat kehrte er ins Haus zurück. Zu seinem Entsetzen lag die Gattin tot im Bett.

Aus der gefällten Weide fertigte er eine Wiege für sein Kind, und von selbst schläfernte die Wiege den Säugling ein. Später, als die Kleine sich Pfeifen aus den Weidenbüschen schnitzte, sprach die Mutter zu ihr und sang ihr oftmals Lieder.

Begreiflicher Weise ist längst die Frage aufgetaucht — wofür man derlei Legenden überhaupt Wert beimißt —, wie eigentlich kommen solcherart Verbindungen zwischen Mensch und Elementargeist zustande? Handelt es sich in solchen Fällen wirklich um eine Dauermaterialisation? Warum auch nicht, werden jene sagen, die Zeuge gewesen sind bei Materialisations-sitzungen. Was für wenige Minuten möglich ist, kann ebensowohl für Jahre möglich sein. Was wissen wir denn schon von jenen Naturgesetzen, denen die Materialisationserscheinungen unterliegen.

Die zweite Frage wäre die: Lebt im natürlich ins Dasein getretenen FleisCHKörper an Stelle des menschlichen Egos der Geist einer Sylphe, einer Undine oder sonst eines Zwischenwesens?

Zuweilen beziehen die, die sich dem Studium der Zwillingsseele widmen, die Bewohner der Elementarreiche mit ein. Demzufolge muß das Dual nicht unbedingt der menschlichen Evolutionskette entstammen; ebensogut kann es ein Elementargeist sein, der unsere andere Wesenshälfte bildet. Die Rosenkreuzer, wie man sich erzählt, trieben „Ibbur“ mit den Elementargeistern. Zum einen erlösten sie vermittels dieser „Seelenschwängerung“ die Wesenheiten, zum anderen kamen sie in den Genuß der Kräfte und Fähigkeiten, deren sich die Elementarischen erfreuen, worin ja eines der großen Rosenkreuzergeheimnisse bestanden haben soll.

Wahrscheinlicher für die Mehrzahl unserer Okkultisten dürfte das *Sukkubat* sein. Sukkuben wie Inkuben, an der Lebenskraft zehrende weibliche und männliche Sexualvampire, sind ja allerwegen bekannt.

Freimütig gestand der chinesische Gelehrte Tschen sein Verhältnis zu Hsiang Yü, „der Elfe einer weißen Päonie“, und zu deren Halbschwester Chiang Hsu, „der Dryas einer Kamelienstaude“.

Bei den Mohammedanern sind es die Djins, wovon es ebenfalls männliche und weibliche gibt, darunter viele, die als Buhlteufel ihr Unwesen treiben.

Im Mittelalter, zu Paracelsus Zeiten und später, war es vorwiegend der „Teufel“, der Unzucht mit seinen Anbeterinnen beging, heutigentags unterschiebt man derlei Vorkommnisse Dämonen oder erdgebundenen Spirits. Der Tiefenpsychologe freilich sieht darin weiter nichts als Anfechtungen vom Unterbewußten her aufgrund sexueller Verdrängungen. Geheime Wunschkonstruktionen werden zu übersinnlichen Partnern umgedichtet.

Wer die okkultistische Version gemeinhin gelten läßt, an Inkuben und Sukkuben keinen Anstoß nimmt, zudem die Existenz der Zwischenwesen anerkennt, wird demnach kaum Einspruch erheben, wenn er vernimmt, daß besonders vom Elementarreich her die Gefahr sexuellen Vampirismus droht. Wir haben es hier nicht mehr mit einer grobfleischlichen Verschmelzung zu tun; der Naturgeist bleibt wie er ist. Keinerlei Materialisation findet statt. Feinstofflich nähert er sich dem Schlafenden oder sonstwie hierfür Geöffneten. In diesem Zustande beglückt er den Befallenen mit einem Lustempfinden, das seinesgleichen im Wachen vergebens sucht. Kein Mensch vermag solche Lust zu schenken, Wonen, durch die nicht selten ein Grauen schleicht. Es ist ein Besessensein, dem sich manche oft nur zu gerne hingeben, ohne des Abgrundes gewahr zu werden. Der Lebenskraft beraubt, dem Irrsinn verfallen, torkeln sie ihm zu.

Elementargeistern als mehr oder minder gefährlichen Inkuben und Sukkuben begegnen wir allerwegen.

Neben den ausgesprochenen Sexualdämonen haben Naturvölker ihre buhlenden Waldgeister.

In den Wäldern der Antike sind es lüsterne Satyre, flötenblasende Pans. Noch Augustinus bezichtigt Faune und Satyren der Unzuchthandlungen mit Frauen.

Buhlschaft mit Hexen wirft Paracelsus den *Vulkanischen* vor, was Tritheim allerdings bestreitet.

In Rußland ist es der unterirdisch hausende *Ljeschi*, der Verbindung sucht mit sterblichen Weibern.

In liebreizender Gestalt verlockt in Schweden die *Skogsfru*

— ein dämonischer Elementargeist — den einsamen Wandersmann im Walde. Verwirrt werden seine Sinne, falls er unterliegt und sich mit ihr einläßt. Diabolisch täuscht sie den Verlobten, indem sie Gestalt und Züge seiner Braut annimmt, ihm hinterher höhnisch ihren ausgehöhlten Rücken und den langen Schwanz zeigend.

Ein Sexualvampir mit hohlem Rücken gleich der *Skogsfru* oder dem Teufel des Volksglaubens spukt bei den Dänen, *Elf* genannt.

Indische Yogi begleitet der Ruf, daß sie scheu den „*Siddha-Frauen*“ aus dem Wege gehen, weil diese alles daransetzen, den Weltabgekehrten in ihren Bann zu bekommen.

Ein ziemlich gut belegter Fall von sexuellem Vampirismus scheint in neuerer Zeit der des Musikers Christian Reimars zu sein, dem der Geist *Bertie* verhängnisvoll zugesetzt hat. *Bertie*, die zwar vorgab, ausgangs des fünfzehnten Jahrhunderts als Hofdame gelebt zu haben, könnte ebensogut dem Reiche der Sylphen oder Nixen entstammen.

Wie berichtet, erschien sie in spiritistischen Sitzungen und leistete daselbst Vortreffliches. Sie gab Paraffinabdrücke ihrer Hand, obendrein materialisierte sie sich, hierbei eine Gestalt von geradezu himmlischer Schönheit annehmend. Was Wunder, daß sich der Musiker in das Wesen unsterblich verliebte. Von *Bertie* verführt und zu immer tolleren Ausschweifungen angespornt, wußte er schließlich keinen anderen Ausweg mehr von ihr loszukommen, als zu fliehen. Allein seine Flucht ins ferne Australien nützte nichts. Die Unersättliche ließ nicht mehr ab von ihrem Opfer. Rettungslos dem Sukkubus verfallen, starb Christian Reimar an den Folgen des unerhörten Kraftverlustes.

Ebenfalls von einem Musiker — gewissermaßen das Gegenstück zu Reimar, glücklicherweise ohne tragischen Schlußakkord — erzählt G. W. *Surya*.

Streng enthielt sich der Zwanzigjährige in selbst auferlegter Klausur des Genusses von Fleisch, Nikotin, Alkohol sowie den Freuden der Liebe. So vorbereitet beschwor er die Elementargeister.

Zwei Sylphen auf einmal erschienen ihm, verführerisch von Gestalt, das Antlitz von Goldhaar umrahmt. Die Wahl

scheint ihm demnach nicht leicht geworden zu sein, ehe er sich für die Größere entschied.

Bald jedoch wurde ihm das absurde Liebesverhältnis denn doch zu anstrengend und er wollte die unheimliche Geliebte wieder los sein. Allein der Luftgeist wich nicht. Erst einem erfahrenen Kabbalisten gelang es, das leichtsinnig geknüpft magische Band zu lösen.

Daß sich besonders die Sylphen zu den Menschen hingezogen fühlen — „denn in unserer Luft erhalten sie sich“ —, lesen wir nicht nur bei Paracelsus; Madame Blavatzky sagt ein gleiches: „Aber sie verlangen, daß man sie günstig stimmt.“ Ebenso scheint Prof. *Stauch* Paracelsus bezüglich den Vulkanischen recht zu geben. Laut einer Pressenotiz vom September 1950 hatte der Professor — wie er seiner Frau gestand — bis zu seinem 1947 erfolgten Tode mit einem weiblichen Salamander geschlechtlichen Umgang gepflogen.

Dieses Wesen — es nannte sich *Vanina* — materialisierte sich in Hannover und will im achtzehnten Jahrhundert, als Mädchen verkörpert, der Eifersuchtstat eines Offiziers zum Opfer gefallen sein.

Diese Verkörperung freilich stellt ihre Salamanderzugehörigkeit stark in Frage; es sei denn, *Vanina* war zu jenem Zeitpunkt eine dem Feuerelement entstammende Dauermaterialisation oder sie hat als Salamander von einem Mädchenkörper von kleinauf Besitz ergriffen.

9. Die Zauberkraft manches Sympathiespruches findet seine Erklärung

Wohl eine der rätselvollsten Disziplinen der Magie ist die der Sympathie. Schwer ist auf den ersten Blick zu ersehen, worauf eigentlich die oft erstaunliche Wirkung dieses oder jenes Spruches, dieser oder jener sympathischen Handlung beruht. Zugestanden, die Macht des Glaubens, die Kraft des Gedankens, Suggestion wie Autosuggestion sind maßgeblich daran beteiligt, nicht minder Strahlungseinflüsse verschiedener Art, vornehmlich od-magnetischen Charakters — dennoch ist eine stattliche Reihe sympathie-

tischer Praktiken beim besten Willen auf keinen der genannten Nenner zu bringen, schon gar jene nicht, die sich mit den Gewalten der Elemente auseinandersetzen. Feuerbannen, Regenmachen, Wetterbeschwören sind einige dieser höchst seltsamen Künste.

Was vermag eine Formel, ein Zeichen — so fragt sich selbst der erfahrene Okkultist — im Hinblick auf Sturm, Wolkenbruch, wochenlange Dürre, fressende Flammen?

Wo ist da ein kausaler Zusammenhang? Wir finden einfach keinen, vorausgesetzt, wir lassen die in den Elementen waltenden Wesenheiten gelten. An sie wendet sich der Beschwörer, der Sympathetiker, bewußt oder unbewußt. Nicht das Feuer als solches redet der Magier an; der darin hausende Salamander ist es, der den Ruf vernimmt.

Obzwar unklar, kommt dies immerhin zum Ausdruck, wenn es z. B. heißt:

„Feuer, du heiße Flamm',
Dir gebeut Jesus Christus, der werthe Mann.
Du sollst stillestehen
Und nicht mehr weitergehen.“

Deutlicher schon ist diese Strophe:

„Bist willkommen du feuriger Gast,
Greif nicht weiter, als was du hast.“

„Feuriger Gast“ könnte ohne weiteres auf ein Feuerwesen gemünzt sein.

Vom Hohen Rabbi Löw aus Prag, dem Schöpfer des Golem, geht die Mär, er habe, als das Ghetto in hellen Flammen stand, die Wut des Feuers durch kabbalistische Worte und Zeichen bezwungen.

Wahrscheinlicher — weil chronistisch belegt — ist die rettende Tat des alten Grafen Christian Ernst. Am 30. Juni 1751 — das Feuer fraß einen Großteil der Stadt Wernigerode — ritt er hoch zu Roß, ein Buch in Händen, den Schloßberg hinab, umkreiste das Feuer und besprach es kraft eines heiligen Psalmes.

Außer der gelungenen Bannung der feurigen Elementars ist aus der Chronik des weiteren zu entnehmen, daß dem Brand

eine schwarzmagische Handlung zugrunde lag. Eine Brandhexe, wie es scheint, hatte die Salamander zu dieser Untat angestiftet. Sie wurde beobachtet, wie sie nachts die Straße kehrte; über ihr merkwürdiges Tun befragt, antwortete sie: „Ei — so rein wie ich diese Nacht die Straße fege, so rein wird übers Jahr die Straße von Häusern.“

Ernst August, Herzog von Sachsen, hat am 23. Dezember 1742 sogar eine Anordnung erlassen, in der ausführlich die Herstellung eines Feuersegens beschrieben wird.

Befohlen wird in der Verordnung, bei abnehmendem Monde zwischen elf und zwölf Uhr nachts mit frischer Tinte und neuer Feder auf einem hölzernen Teller, auf dem schon gegessen worden ist, bestimmte Worte und Zeichen zu schreiben, die dem amtlichen Schriftstück beilagen. Es sind dies der kabbalistische Gottesname *Aglá*, befindlich unter einer Tyr-Rune, und die Worte „Consumatum est“, darunter drei Kreuze. Das Ganze von zwei Kreisen umschlossen. Beim Ausbruch eines Brandes ist der Teller mit den Worten „In Gottes Namen“ ins Feuer zu werfen.

Gebräuchlicher waren Teller mit jener so vielen schon Kopferbrechen verursachenden Formel: Sator, Arepo, Tenet, Opera, Rotas.

Blühender Unsinn das Ganze, verwirft man das Eingreifen der Elementargeister.

Natürlich müssen Feuerbanner und Wettermacher über die entsprechende magische Befähigung, also über das nötige Maß an Mana oder Orenda verfügen.

Anzunehmen ist, daß ebensowohl bei anderen sympathetischen Manipulationen gute wie böse Elementargeister des Sympathetikers Weisungen erfüllen.

Zumeist beruhen derlei Sympathiesprüche auf kabbalistischem Ideengut, meist stark verwässert durch christliche Zusätze.

Weitaus älter als die uns bekannten sympathetischen Praktiken ist zweifellos die Magie der Runen, der unschwer zu entnehmen ist, daß es in ihrer Macht gelegen hat, neben vielerlei anderem Zauber auch den Elementen — genauer: deren Gebietern — Herr zu werden.

Vielsagend heißt es in der Edda:

„Lern' Brandungsrunden, wenn du bergen willst
die Segelrosse auf See,
den Rudern brenne die Runen ein,
schneid' sie in Steven und Steur';
mag schäumen die Brandung,
schwarz dräuen die Woge,
du kommst gesund von der See.“

Oder die neunte Strophe des Odinschen Zauberliedes:

„Ein Neuntes kenn' ich, wenn Not mir dräuet,
im Meer zu schirmen mein Schiff,
den Wind beschwör' ich auf wogender Flut,
und singe in Schlummer die See.“

Was übrigens auch Jesu tat, als er den Wind und die Woge des Wassers bedrohte; die Sturm- und Wassergeister also; ob mit oder ohne Runen, bleibe dahingestellt.

Von Konr, dem Runengewaltigen, heißt es im Rigsmal: er „wußte Feuer zu löschen“. Dem Sänger des Zauberliedes war diese Kunst ebenfalls nicht fremd:

„Ein Siebentes weiß ich, wenn hoch der Saal steht
über den Leuten in Lohe,
wie breit sie schon brenne, ich berge sie noch,
den Zauber weiß ich zu zaubern.“

Milarepa, Tibets großer Heiliger, verstand sich nicht minder auf die Beherrschung der Elemente. Vor seiner entscheidenden Wandlung, als er noch ein gefürchteter Schwarzmagier war, vernichtete er die Wohnstätten seiner Feinde durch magisch gelenktes Unwetter.

Schon die wenigen Hinweise zeigen, daß seit eh und je der Mensch darauf aus war, den Elementen magisch beizukommen, was aber nur dann möglich sein kann, wenn in diesen Wesen tätig sind, in deren Macht es liegt, die tobenden Kräfte der Natur zu beschwichtigen, die ruhenden zu entfachen.

Nicht zu Unrecht höre ich den Einwurf: Welch bedauerlicher Rückfall in die Zeit primitiven Naturerlebens, in eine Zeit, wo noch hinter jeder Naturkraft — heute längst

enträtselt (wirklich?) — Wesenheiten aus der Transzendenz vermutet wurden.

Rückfall in scheinbar überwundenen Aberglauben — oder Herantasten an alte Naturerkenntnisse, das ist die Frage.

Unschwer ist man imstande, eine Reihe von bedeutenden Geistern der letztvergangenen Jahrhunderte aufzuzählen, die hinter dem Walten der Natur wirkende Mächte sahen. Gleich der berühmte *Robert Fludd*, Arzt von Beruf, Rosenkreuzer von Berufung, sowie der mutige Kämpfer gegen Folterbarbarei und Hexenwahn, Dr. jur. *Christian Thomassius*. „Geistige Individualitäten“ erblickten sie in den Winden; „durch Geister regiert“ sah die Winde *Richard Baxter*, englischer presbyterianischer Geistlicher.

Hinter allen Katastrophen, Erdbeben, Wasserfluten, Wirbelstürmen, Orkanen, Feuersbrünsten standen als spiritus rektor die dem jeweiligen Elemente zugehörigen Intelligenzen.

Übrigens, hat man noch nie darüber nachgedacht, was aus der Erde, aus dem ganzen All, längst geworden wäre, wären sämtliche Naturgewalten sich selbst überlassen? —

Von nicht sehr schönen Praktiken in punkto Wettermachen — wobei die armen Tiere erhalten mußten — weiß *Agrippa von Nettesheim*. Aus eigener Erfahrung ist ihm bekannt, „wie jemand den Namen und das Siegel eines Geistes auf Jungfernpergament in der Stunde des Mondes schrieb, das Pergament dann einem Wasserfrosch zu fressen (!) gab, eine Formel dazu murmelte, den Frosch ins Wasser springen ließ, worauf bald ein starker Regen entstand.

Das Wissen um den Wetterzauber und ähnliches ist noch nicht erloschen, ebensowenig sind jene ausgestorben, die solche Dinge treiben.

So teilte der kürzlich „heimgegangene Alchemist, Magier und praktizierende Okkultist *Alfred Müller-Edler*“, mehr bekannt unter dem Pseudonym *AME*, dem eifrigen Sammler okkulten Fakten, *Willy Schrödter*, nachstehendes mit:

„Ich kannte einen Mann namens *Julius Kl.* (Altona), der diese Kunst verstand (die des Wettermachens nämlich). Er machte ein schweres Unwetter, das er bei Großborstel heruntergehen ließ. Einstmals brachte er mir ein selbstbereitetes Siegel mit dem Ersuchen, es zu praktizieren. Ich hatte nicht

den rechten Mut dazu und verbrannte das sonderbare Ding...“

Noch einen anderen, nicht weniger merkwürdigen Vorfall erwähnt *AME*:

„*Kl.* verstand sich auch noch auf andere Kunststücke. Hierzu eine merkwürdige Tatsache: Wird die Wiese eines hiesigen Gastwirtes und Metzgers gemäht, so regnet's totsicher darauf. Die Sache ist dergestalt ‚Tradition‘, daß Bauern, die ebenfalls zum Mähen ausgefahren sind, umkehren und Anstalten treffen — selbst bei augenblicklich noch herrschendem hellen Sonnenschein —, Runkelrüben zu setzen!“

Von einem Fall von Wettermachen in allerneuester Zeit, mit hochoffiziellm Hintergrund sozusagen, berichtet die in Ohio (USA) erscheinende Zeitschrift „Geistiges Leben“.

Leitende Männer der Olympischen Winterspiele in Squaw-Valley sollen Indianer ersucht haben, als Tauwetter die Veranstaltung in Frage stellte, einen ihrer Wettertänze aufzuführen, damit es schneie.

Die Rothäute, im Prinzip wohl damit einverstanden, zögerten jedoch den erbetenen Wetterzauber solange hinaus, bis sich die Herren Weißen endlich dazu bequemen, den hierfür geforderten Geldbetrag im voraus zu erlegen. „Kein Regen, kein Schnee, ehe nicht Bezahlung für die Tänze überwiesen“, lautete die geschäftstüchtige Parole.

Kaum aber hatten sie den gewünschten Scheck in Händen, tobte alsbald über Squaw-Valley ein tüchtiger Schneesturm, und die Winterolympiade 1960 war gerettet. —

Auf seine Weise nützt der Physiker, der Chemiker, der Naturwissenschaftler überhaupt, die Kräfte der Natur; beträchtlich weiter noch als diese gehen Magier hohen Grades. Sie zwingen mit uns abstrus dünkenden Mitteln die hinter der Welt der Erscheinungen waltenden Elementarmächte.

10. Merkwürdiges bei Tischrückversuchen

Zwar vertrat Dr. Schwarz seinerzeit die Auffassung, bisher seien „in keiner spiritistischen Sitzung, an keinem Spukort Naturgeister aufgetreten oder gesehen worden“, eine Meinung, der vielfach widersprochen wird von jenen, die es aus Erfahrung anders wissen.

Erinnern wir uns nur, was Bänzler seinen Gnomen zuschreibt: „Klopftöne . . . Geräusche . . . Klirren von Fensterscheiben, das Werfen von Steinen und anderen Gegenständen . . . sowie vielerlei Licht- und Schattenerscheinungen.“

Das dürfte genügen. Sie verstehen sich eben auf ihr Element, dessen Werkmeister sie nun einmal sind, kennen seine Gesetze wie kein Physiker dieser Erde. Ist es daher so ungewöhnlich, daß sie Tische rücken und andere Tische zuwege bringen, die die anscheinend fest begründeten Thesen der Wissenschaft erschüttern?

Auch der Luftgeist der Seherin Regine verkehrte zeitweilig mit ihr vermittels eines Tisches.

Ungerufen meldeten sich bei meinen zahlreichen Tischrückexperimenten schon vor Jahren Naturgeister. Zumeist bezeichneten sie sich als Gnomen, nannten auf Wunsch ihren Namen. Himu, buchstabierte der erste, andere folgten im Laufe der Zeit: Imoni, Gomiel, Oleos u. a. m. Dazwischen Sylphen, wie Ilosua und Owui, seltener Nixen und Salamander.

Sogar ein Baumwesen bewegte einen kleinen in den Wald mitgenommenen Hocker. Sein Name war Loni, der übrigens nicht nur ein weiblicher Modename ist, sondern — wie ich erst eben jetzt bei Bearbeitung des III. Teiles feststellte — sich auch in der Liste der eddischen Zwerge vorfindet.

Wieder sind es die eigenartigen Lautverbindungen mit mantrischem Charakter, wie ich sie sooft bei meinen Versuchen von Wesenheiten astraler Natur erhalten habe. Dabei steht jeder Name als eigenständiges Gebilde da. Nirgends Stereotypes. Keine ähnlich lautende Reihe von Namen durch geringfügiges Vertauschen eines einzelnen Buchstabens.

Nichts spricht gegen eine Verständigung mit Elementarwesen, wofür wir eine in unserem Unterbewußtsein tätige „Umformerzentrale“ gelten lassen, in der die uns zugesandten Ideenbilder in die dem Verstande verständliche Alltagssprache verdolmetscht werden.

Nicht nur von sich aus geben sich Elementargeister kund, sie können ebensogut gerufen werden, womit wir uns im letzten Teil unseres Buches beschäftigen wollen.

Einer der eben genannten Gnomen hat sich bei einer mir bekannten Dame regelrecht einquartiert. Er erhält — man

lache bitte nicht — regelmäßig seine Mahlzeiten vorgesetzt. Er nimmt diese tägliche Bewirtung, bestehend durchwegs aus Früchten und Obstsaften, als etwas ganz Selbstverständliches hin, ja ab und zu beschwert er sich sogar über die mangelnde Güte des ihm Gebotenen. „Immer diese Pampe“, buchstabierte er einmal. Natürlich war das nur scherzhaft gemeint, im Grunde scheint es ihm ausgezeichnet zu munden. Wein, mit dem er es durchaus versuchen wollte, bekam ihm schlecht. Sein Hockerchen, das er sonst so präzise bewegt, schwankte gleich einem Betrunknen hin und her. Mit letzter Anstrengung, so wenigstens war der Eindruck, buchstabierte er noch ein Wort, es mit einem Kraftausdruck apostrophierend — „... Gesöff“ —, dann war es aus. Jede weitere Unterhaltung — was sonst nie seine Art — lehnte er ab und ging — was sonst auch nie bei ihm vorkommt — vorzeitig schlafen.

Von einer Schlagfertigkeit, die ihresgleichen sucht, sprühen seine Antworten, untermalt zuweilen mit drastischen Ausdrücken, aber immer treffend, zur Situation passend.

Dieses Idyll wurde arg gestört, als vor kurzem die Dame ihr Domizil wechselte und mit einem Male ein Salamander dazwischenfunkte. Ganz unvermutet war dieser plötzlich da und kommt in Abständen immer noch. Zumeist kündigt er sein Kommen durch Knacken an. Ertönt das eigenartige Geräusch im Bücherschrank in der einen Ecke, so bewegt sich gleich darauf der Hocker völlig anders. Von geradezu unheimlicher Heftigkeit ist dieses schlagende Auf und Ab, dieses Auf-den-Boden-Hämmern. Ohne magischen Zwang ist dem Burschen nicht Herr zu werden, der es auf die Dame des Hauses abgesehen hat und den Gnomen verdrängen möchte.

Kein vollgültiger Beweis, wird man sagen.

Sicherlich, je weiter der Tiefenpsychologe hinabsteigt in die Rätselschlünde unserer Ichheit, desto mehr müssen wir gewärtig sein, daß unbekannte Seelenteile in unsere Versuche eingreifen. Allein wir dürfen uns auch hier nicht ins Uferlose verlieren.

Das Auftauchen des Salamanders ist in keiner Weise in Betracht gezogen worden, er kam wirklich völlig unerwartet. Seit der Gnom vor Monaten sich gemeldet hatte, war einzig

und allein er in Erscheinung getreten. Bei letzterem könnte eventuell „vorgefaßte Erwartung“ geltend gemacht werden, nie und nimmer aber bei dem Dazwischentreten des Salamanders. Oder ist auch das lediglich dem Zufall zuzuschreiben, wenn — Jahre früher schon — beinahe ein Brand ausgebrochen wäre, nachdem ein sich wild gebärender Salamander den Tisch ungestüm umhergeworfen hatte. Nur einer inneren Stimme dankte ich es damals, daß ich die Räucherkohle, die ich längst erloschen glaubte, nochmals kontrollierte, ehe ich den Raum verließ.

Noch eines Vorfalles sei in diesem Zusammenhang gedacht, der noch weniger mit der so beliebten „Erklärung“ „Autosuggestion“ und „vorgefaßte Meinung“ zu entkräften ist.

Unvermutet manifestierte sich im Tische bei strahlendem Sonnenschein eine Sylphe. Wenig schenkte ich dieser Behauptung Glauben, anders hingegen mein Sitzungspartner. Er schwor darauf und war begeistert, als die Sylphe sich bereit fand, in acht Tagen zur selben Stunde wiederzukommen.

Pünktlich war er denn auch die Woche später zur festgesetzten Stunde bei mir, *felsenfest davon überzeugt*, daß sich sogleich die Sylphe melden werde.

In meiner Arbeit gestört, winkte ich ab; denn offengestanden, ich hielt von dem Versuch mit der angeblichen Sylphe nicht viel, gab aber dem Drängen schließlich nach, räumte jedoch nur wenige Minuten für das Experiment ein.

Wir setzten uns an den Tisch — *er, voll des Glaubens an sein Luftwesen, ich, nicht weniger davon überzeugt, daß sich die Sylphe melden werde, wenn ich sie rufe.*

Seltsamerweise rührte sich unser Tisch nicht, ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit, wo jedesmal dem Handauflegen unmittelbar der Bewegungstest folgte. Diesmal aber konnte ich reden, soviel ich wollte, der Tisch blieb stumm. Stutzig darüber geworden, rief ich nun erst recht die Sylphe, die sich vereinbarungsgemäß ja in dieser Stunde manifestieren wollte. Nichts von alledem. Immer hartnäckiger setzte ich, nunmehr an dem Experiment höchst interessiert, die Rufung fort; allein der Luftgeist schwieg. Als nichts fruchten wollte, sagte ich, es möge eben dasjenige Wesen den Tisch bewegen, das gerade im Raume weile.

Kaum gesprochen, schnellte schon der Dreibeiner mit zwei Beinen in die Höhe.

Meine erste Frage: „Bist du die Sylphe, die vor einer Woche versprochen hatte, sich bei uns wieder einzufinden?“

Verneinendes Klopfen.

„Gehörst auch *du* dem Elementarreich an?“ meine zweite Frage.

„Es“ bejahte und buchstabierte „Wasser“.

Ein Wasserwesen demnach, eine Nixe.

Verblüfft sahen wir einander an — *denn draußen goß es in Strömen!*

Hatte die herrschende Wetterlage dem Luftwesen seine Manifestation erschwert? —

Begünstigte das Vorherrschen des wässerigen Elementes die Wasserwesenheit? —

Oder sitzt versteckt im ungekanntesten Winkel der eigenen Seele doch ein äffender Kobold? —

Schwer zu denken allenfalls eine solche Komödie, wo doch ein jeder von uns auf seine Weise auf die Sylphe eingestellt war. Der allseits so beliebte Paktesel „Autosuggestion“, die von unseren Wünschen her dirigierte Erwartung, schaltet hier wohl ohne jeden Zweifel aus.

III.

Was alte Texte verheissen: Rufung der Elementargeister

1. Was im allgemeinen zu beachten ist

Mehr als alle hypothetischen Lehren, legendären Geschichten, anzweifelbaren Erlebnisberichte gelten dem Forscher die experimentell erzielten Tests. Bereits die Tischrückenversuche zeitigen solche, natürlich nicht beweiskräftig genug, immerhin aber ein Ausgangspunkt. Glückssache freilich ist es, ob sich ein Naturgeist im Tisch kundtut oder nicht.

Woraus die Frage erwächst, ob nicht die Elementarwesen nach Wunsch gerufen werden können, wie uns ja wiederholt geschildert wird.

Mancherlei Anrufungstexte sind uns erhalten geblieben; nicht sehr zahlreich zwar und alles andere als erschöpfend, jedoch sie bieten Anhaltspunkte. Wer durch Studium tiefer eindringt in diese Materie, schafft sich später seine Formeln selbst, wirksamere sogar als die überlieferten.

Mancherlei aus dem vorliegenden Material rührt noch her aus den dunklen Tagen der Faustschen Höllenzwänge. Man verwende es mit Vorsicht. Vieles des darin Enthaltenen ist zugeschnitten auf den damals herrschenden Teufelskult.

Nun haben wir aber streng zu unterscheiden zwischen Astraldämonen und den zumeist weitaus harmloseren Naturgeistern. Wobei allerdings nicht verschwiegen werden darf, daß es elementare Wesenheiten gibt, die an Infernalität denjenigen der menschlichen Evolution angehörenden Astralwesen in nichts nachstehen, diesen unter Umständen sogar in verschiedenem überlegen sind.

Benützen wir Formeln oder Namen aus jener Zeitperiode, so muß alles das wegfallen, was niedere Astralmagie daran

ist. Vornehmlich Namen und Sigille von Dämonen oder gar sogenannter Höllenfürsten. Ein Gleiches gilt vom Räucherwerk, das in der Regel zur Dämonenzitation verwendet wird, etwa Schwefel, Bilsenkraut, Stechapfel, Tollkirsche, Schierling.

Eindringlichst sei gewarnt vor dem verwerflichen Brauch, Tiere zu schlachten und deren Blut zu opfern. Selbstverständlich lasse ich in dem später angeführten Beispiel die darauf Bezug nehmende Stelle weg.

Die Naturwesenheiten, mit denen wir zu verkehren wünschen, verabscheuen Blut, und wir haben keinesfalls die Absicht, uns einzulassen mit Wichteln, Trollen, Schwarzelfen und Alben.

Bedauerlicherweise grassieren bis in die Neuzeit furchtbare Blutrituale mit stark nekromantischen Anklängen. Vieles darin erinnert an Opferungen, dargebracht unterirdischen Göttern oder Verstorbenen in Vorzeit und Antike.

Das meiste ist uns noch über Gnomenzitation bekannt. Ein vollständiges (?) System zur Beschwörung aller vier Klassen Elementargeister hat uns *Eliphas Levi* hinterlassen. Wenn ich hier absichtlich Praktiken des einen oder anderen Autors verschweige, so hat dies seine guten Gründe.

Daß es auch beim Experimentieren mit Elementargeistern auf eine entsprechende Veranlagung wie Schulung ankommt, dürfte einleuchten.

Jeder Mensch trägt in sich die vier Elemente Feuer, Luft, Wasser, Erde, denen sich noch der Äther des Akaschaprinzips beigesellt.

„Jedes Element, das in einer gewissen Konstitution vorwiegt, wird das herrschende Element durch das ganze Leben. Zum Beispiel, wenn der Mensch ein Vorwiegen des irdischen, gnomischen Elementes zeigt, werden ihn die Gnomen dahin führen, Metalle — Gold, Reichtum — zu assimilieren . . .“

So wenigstens H. P. Blavatzky.

Und ihr Zeitgenosse Eliphas Levi: „Um die Elementargeister zu beherrschen und so König der verborgenen Naturkräfte zu werden, muß man zuerst die vier Prüfungen der alten Einweihungen bestanden haben . . .“

Zwar existieren diese nicht mehr in ihrer ursprünglichen Form, kein Neophyt sieht sich mehr auf seinem Prüfungs-

pfad züngelnden Flammen gegenüber, keine hindernden Wogen sperren den Weg, trotzdem sind die Prüfungen geblieben, auch heute noch gilt es, den Elementen zu beweisen, daß man ihre Tücken nicht fürchtet.

Wen ein Gewitter nicht bange macht, wer sich mutig an einer Brandstätte zeigt, ein solcher imponiert den Salamandern; niemals aber werden sie jemandem gehorchen, der Angst vor dem Feuer hat. Dasselbe gilt für die Nixen. Herrschen über sie wird nur derjenige, der sich nicht scheut, gegebenenfalls einen gefährlichen Strudel zu durchschwimmen oder sich einem tosenden Wasserfall anzuvertrauen. Wer über einem Abgrund schwindlig wird, wer sich scheut, einen steilen Berg — noch dazu bei Gewitter — zu erklimmen, dem bleibt der Erfolg versagt bei Gnomen und Sylphen.

Elementargeister sind eben oft wie Kinder, „sie quälen jene, die sich mit ihnen abgeben“ und nicht verstehen, ihrer Herr zu werden. Nur „hohe Vernunft und große Strenge“ beherrschen sie. Wer es aber versteht, mit ihnen umzugehen, den wird keine Flut gefährden, kein Sturm, kein Unwetter vermag ihm etwas anzuhaben, selbst die Erde muß ihre Schätze preisgeben. Aber auf einen starken Willen kommt es dabei an, andernfalls ist es immerhin eine Gefahr, sie zu Diensten heranzuziehen.

Außerdem — wieder Eliphas Levi zufolge — kommt es auf die in uns vorherrschenden Charaktereigenheiten an.

Zum Spielzeug der Gnomen wird, wer roh in seinem Benehmen ist und die Begierden nicht zu zügeln weiß; willig jedoch folgen sie dem, der in allem geduldig ist, arbeitsam und voll Schaffenseifer.

Dem Launischen, Leichtsinrigen entziehen die Sylphen ihre Gunst. Wer sie zu Freunden haben will, muß rascher Entschlüsse fähig sein. Nur stete Aktivität sagt ihnen zu.

Bewegliches, aufmerksames Naturell lieben die Nixen. Das Kalte, Lässige, Wandelbare ist ihnen beim Menschen verhaßt.

Der Zornwütige wiederum hüte sich vor den Salamandern; Tatkraft, Stärke, Zuversicht allein hält sie im Zaume. —

Ehe mit dem eigentlichen Akt der Rufung begonnen werden kann, ist mancherlei zu beachten.

Zuvor hat sich der amtierende Magus in den hierzu nötigen Schwingungszustand zu versetzen, was einer gründlichen Vorbereitung bedarf, die sich auf mehrere Wochen erstrecken kann, spätestens zumindest neun Tage vor der beabsichtigten Anrufung einsetzen muß.

Zu meiden sind in diesem Zeitraum sämtliche *Genußgifte*, wie Kaffee, Tee, Nikotin, Alkohol, desgleichen enthalte man sich tierischer Produkte.

Die *Nahrung* erstrecke sich auf Gemüse, Früchte und sonstige Rohkost. In den letzten Tagen vor dem Experiment überwiege das *Fasten*.

Absolute Abstinenz hat auf dem Gebiet des *Sexuellen* zu herrschen, auch im Denken und Wünschen.

Häufiges *Meditieren*, tunlich in einsamer, idyllischer Gegend, stimme das Gemüt aufnahmefähig.

Die persönliche *Strahlkraft* ist durch *Yoga-Atem* und mantrische Praktiken zu steigern, besser vielleicht noch durch entsprechende *Runen-Exerzitien*; denn gerade die Runen stehen dem Naturreich besonders nahe.

Des weiteren ist auf *Reinigung des Körpers* wie seiner *Aura* zu achten, der eine Salbung mit gutem pflanzlichen Öl folgen soll.

Im Prinzip sind diese Vorbereitungen in allen echten Anweisungen stets dieselben.

„Beten, Fasten, Wachen“ muß — laut Angaben eines Scheichs —, wer einen Kutdam in seine Dienste zwingen will. Eine nicht ungefährliche Sache, denn der Kutdam, der Gruppenführer der Djinns, bedarf zu seiner Materialisation wie zu den ihm aufgetragenen Verrichtungen starker teleplasmischer Kräfte, die er seinem Herrn zu dessen Nachteil entzieht.

Ein weiteres Gebot besteht darin, fernab von Mensch und Tier vierzig Tage und Nächte stehend in Meditation und anderen geistigen Übungen zu verharren, bei täglich höchstens einer Stunde Schlaf und zweihundert Gramm Brot und einigen Feigen.

Neben rituellen Waschungen nebst Hersagen von Mantren in aramäischer oder syrischer Sprache spielt vielfach der Zihkr

— Schunkelbewegungen „mit oder ohne Singsang“ — eine Rolle.

In der Regel vergehen Wochen, bis der Führer erscheint und weitere Anweisungen erteilt.

Bitter notwendig es ist, niemals Geduld wie Ausdauer zu verlieren.

Nicht außer acht gelassen werden darf ferner der *Zeitpunkt*: Jahreszeit, Tag, Stunde.

Zu berücksichtigen sind Mondphase wie Mondlauf im Tierkreis; ebenso ist den Tattwas ein Augenmerk zu schenken.

Die im Horoskop des Experimentators vorherrschenden Transite und Direktionen müssen mit den mundanen Gegebenheiten des Tages der Operation weitgehend im Einklang sein.

Nicht minder wichtig, das Wichtigste wohl sogar, ist die *Wahl eines geeigneten Ortes*; was wiederum voraussetzt, daß man über Betätigungsfeld und Lieblingsaufenthalt der verschiedenen Elementargeister Bescheid weiß.

Fernerhin werden die Elementarwesen von bestimmten Himmelsgegenden angezogen, und zwar infolge „einer geheimnisvollen Macht, ähnlich derjenigen, welche die Magnetnadel dem Pole zuwendet“.

Vorsichtig sei man, wie schon bemerkt, in der Wahl der Räuchermittel. Die in den Anweisungen empfohlenen Ingredienzien können mitunter dem Naturgeist höchst unangenehm sein, zudem besteht die Gefahr, durch falsches Räucherwerk nicht erwünschte Wesenheiten anzuziehen.

Ein von Hofrat *von Eckartshausen* — dem angeblichen Initiator Goethes — stammendes Rezept dürfte (vorwiegend bei der Rufung von Gnomen) niemals schaden.

In der Hauptsache besteht die Räucherung aus gut pulverisiertem Weihrauch, vermischt mit feinem Mehl, darunter ein Ei, verrührt in Milch, Rosenhonig und etwas Öl. Daraus wird nun ein Teig geknetet, den man einem Kohlenfeuer aussetzt.

Vorgeschrieben sind noch diverse Utensilien, zu denen auch Tiere und Menschen zählen, etwa ein weißes Zicklein, ein kleines Kind, eine reine Jungfrau, ein Tischlein mit Obst, Wasser u. dgl.

Nach Eliphaz Levi sind erforderlich: Ein Dreizack, eine

Opferschale, ein Weihwedel, geweihtes Wasser, Salz und Asche.

Der *Weihwedel* besteht aus sieben Zweigen verschiedener Gewächse, aus Eisenkraut, Immergrün, Salbei, Minze, Baldrian, Esche und Basilienkraut, gruppiert um einen Stiel aus Haselholz, dessen Strauch noch fruchtlos. In den Stock werden mit einem ausschließlich kultischen Zwecken dienenden Stichel die sieben Geistercharaktere geritzt; woselbe nicht vorhanden sind, schneide man die entsprechenden Runen ein. Umwunden werden Stab und Zweige — so will es die Vorschrift — mit einem verlorenen Faden, stammend aus dem Spinnrocken einer Jungfrau von gutem Rufe. Eine Anweisung, der nachzukommen auf einige Schwierigkeiten stoßen dürfte — bei dem heutigen Mangel an — Spinnrocken.

Salz und aus dem Räuchergefäß entnommene *Asche* werden je in einem Schälchen bereit gehalten und geweiht; das Salz mit den Segensworten:

„In isto sale sit sapientia, et ab omni corruptione servet mentes nostras et corpora nostra, per Hochmaël et in virtute Ruach-Hochmaël, recedant ab isto fantasmata hylae ut it sal coelestis, sal terrae et terra salis, ut nutrietur bos trituranus ed addat spei nostrae cornua tauri volantis. Amen.“

Über der Asche spricht man:

„Revertatur cinis ad fontem aquarum viventium, et fiat terra fructificans et germinet arborem vitae per tria nomina, quae sunt Netsah, Hod et Jesod, in principio et in fine, per Alpha et Omega, qui sunt in spiritu AZOTH. Amen.“

2. Zur Rufung gehören Namen und Formeln

Nun einiges zur eigentlichen Praxis.

Gründlich vorbereitet, steht nichts mehr im Wege, die Wesenheiten desjenigen Elementes zu rufen, für die der Magus sich entschieden hat. Gemeinhin dürften die Gnomen, über deren Zitation wir relativ am meisten wissen, den Vorrang haben.

Rufung der Gnomen

Zunächst ist es erforderlich, orientiert zu sein, wo sich die Gnomen mit Vorliebe aufhalten. Derlei Orte sind zur Genüge bekannt: Gebirgsgegenden, steile, felsige Hänge, Schluchten, dichte Wälder, idyllische Täler, knorrige Wurzelstöcke mächtiger Bäume.

Eine Gnomenanrufung kann ferner im Garten stattfinden, sogar innerhalb der Wohnung. Im Freien dürfte zumeist der Erfolg wahrscheinlicher sein. Joachim Windkelmann betont, er habe mit nur wenigen Ausnahmen die Naturgeister stets im Freien gesehen und dies bei *völliger Gedankenleere*.

Am Wasser finden sich Gnomen in der Regel nicht. Dorthin gehen sie nur, wenn ihre Hilfe nötig ist, oder „zur Pflege der Wasserpflanzen und Mineralien“.

Vom Beschwörungsort wäre noch zu sagen, daß derselbe durch keinerlei schlechte Schwingungen, etwa durch disharmonische Gedankenformen vorher anwesender Menschen, verunreinigt sein darf. Notfalls entscheidet eine Pendelkontrolle.

Greifen wir zuerst zurück auf ein altes Ritual, von *Carl Kiesewetter* vermittelt, ein Ritual, den damaligen Gebräuchen entsprechend, leider aber stark angekränktelt vom Faustschen Höllenzwang, da es das Blutopfer in den Mittelpunkt der Handlung stellt. Ich gebe es wörtlich mit einigen erklärenden Zusätzen, außer jenen Zeilen, die weder ethisch noch im Sinne einer echten Gnomenbeschwörung vertretbar sind.

Zuerst gilt es, die hierzu nötigen Utensilien zu beschaffen. Dazu heißt es:

„Lasse dir in einem irdischen Zeichen, als Jungfrau, Stier oder Steinbock (gemeint ist wohl, wenn der Mond durch eines dieser Zeichen geht), ein kleines viereckiges Tischchen von lindenem oder eichenen Holtze machen, nicht gar einer Elle hoch, ingleichen zwey Stühlgen mit Geländern bei einer halben Elle hoch, 2 neue Teller, 3 neue Löffel subtil und nicht groß, von feinen Silber; oder lindenem Holtze, 2 Messerlein, 3 irdene und silberne Schaaln oder Schüsselchen, eine neue irdische Rauch-Pfanne, eine neues Tisch-Tuch, 2 neue Gläslein, oder sonst reine Trinck-Geschirre, in Summa alles

neu und allein zu diesen Dingen aufbehalten werden müssen.“ (Darauf wird allerwegen in der Magie größter Wert gelegt. Alle zu rituellen Zwecken bestimmten Gegenstände müssen neu sein, dürfen nur vom Magus, allenfalls noch von seinem Gehilfen berührt werden und zu nichts anderem Verwendung finden. Eine Forderung, die vom Schwingungsmäßigen her allein schon vollauf berechtigt ist.) „Erwehle dir denn eine gewissen schönen Tag (laut einer anderen Vorschrift soll dies ein Tag im Mai oder Juni sein), wenn es heiter und dabey stille Luft ist (auf schöne, windstille Witterung ist stets bei derlei Rufungen zu achten), und zwar an einem Montage, Mittwoch oder Donnerstag (entsprechend Mond, Merkur und Jupiter) in der Stunde Sonne, Venus oder Merkur. Siehe dir aber einen schönen grünen Berg aus, da du frey, sicher bist und die 4 Gegenden der Welt sehen kannst, auch einig und alleine von anderen Leuten ungehindert auch unbeschlichen seyn und bleiben mögest.“

„Stelle alsdann das Tischlein mit der obersten Stelle gegen Aufgang der Sonne, decke es denn mit dem Tuche, lege auf die Teller Messer und Löffel (weil die Gabeln ungenannt bleiben, schließt Kiesewetter, daß die Vorschrift älter als der Schluß des 16. Jahrhunderts ist‘), 2 neugebackene ungesäuerte Brodte und die 3 Schüsselgen, und thue dann in einer reines Jungfer Honig (niemand darf noch davon gegessen haben), in der anderen ein schönes frisches Butter Weckgen mit Zucker wohl bestreuet; in einem Trinck-Geschirre thue einen süßen Spanischen oder Ungarischen Wein, in dem anderen reines frisches Brunnen-Wasser, das Glas mit Wein setze an die oberste Stelle, das mit Wasser aber an die unterste Stelle.“ (Ein richtiges Gnomenmahl, bis auf den Wein vielleicht. Um so unerfindlicher, wie man die an sich brauchbare Vorschrift so verkorrumpieren konnte, indem man das Tieropfer mit einbezog. Wohl der Zug jener Zeit, alles zu verdämonisieren.)

„Ruffe mit lauter Stimme dreymal:

Venite, Venite Principes Pigmeorum!

Alsdann wirf ein gutes Rauchpulver aus Weyrauch, Benzo und Storax gemacht, auf das Kohlen-Feuer, daß der Rauch

sich überall um den Tisch herumziehe, und rufe dann abermals gegen Aufgang der Sonne:

Kommt, kommt ihr edeln Fürsten der Pigmeer zu dieser meiner Mahlzeit, die ich euch bereitet habe im Namen und zu Ehren eures Königs *Urinaphton*, kommt, kommt und verschmähet diese meine Mahlzeit nicht;

und das tue auch dreymal. Alsdann brich von jedem Bißen, tunke damit die drei Speisen, iß dasselbe und trinke aus jedem Gläslein ein wenig Wein.

Dann lege dein Begehren auf rein Jungfer Pergament (über die Herstellung eines solchen Pergamentes grassieren die seltsamsten Vorschriften; es dürfte jedoch zu diesem Zwecke ein Stück reines, nicht in Gebrauch gewesenes echtes Pergament genügen, entsprechend geodet) mit blauer Dinte geschrieben, auf das Tischlein, stelle dazu in einem Gläslein eine blaue Dinte und lege eine neue Feder darzu, denn bey seits von dem Tische, so wirst du sehen zwey kleine Männlein kommen, die werden sich zu Tische setzen, werden essen und trincken, und sie werden dein Begehren lesen.

(Ein Phänomen, daß wohl wachen Auges kaum irgendwer erleben wird. Andererseits natürlich, zieht man in Betracht, was Dr. Gerloff von den Materialisationsphantomen Einer Nielsens berichtet, könnte es auch bei einer Anrufung der Elementarischen zu Materialisationserscheinungen kommen, die handelnd auftreten. Das entsprechende Medium vorausgesetzt!)

Und wenn sie wiederum aufstehen und weggehen sollen, so sprich zu ihnen also:

Habt Dank ihr edlen Fürsten der Pigmeer, daß ihr mich nicht verschmähet, sondern zu meiner Mahlzeit gekommen seid, die ich euch bereitet habe im Nahmen und zu Ehren eures Königs *Urinaphton*, gehet hin in Frieden und seydt meiner zur anderen Zeit wieder zu erscheinen willig.

Auf dieses mahl werden sie nicht reden, schreiben, noch antworten, sondern wenn du es zum andern mahle an eben diesen Orth — indem es zu dreyen mahlen geschehen muß — gefordert werden wirst, so werden sie dich hinrufen und

mit dir reden, dir auch versprechen zu dienen, und das Zeichen mitbringen, welches dann in der dritten Erforderung geschieht; wenn du nun dasselbe hast, so kannst du sie hinführen wohin du wilt, wenn du nur das Zeichen in deiner Hand nimmst und in die Höhe hebst, und sie bey ihren Nahmen — den sie dir in der dritten Erscheinung andeuten werden — ruffest, so erscheinen sie dir gar willig.“

(Was nun die Verständigung anbelangt, so brauchen wir keineswegs solange zu warten, bis uns das kaum wahrscheinliche Glück eines Materialisationsphänomens — noch dazu mit Stimme — zuteil wird. Der Operateur nehme ganz einfach ein kleines Tischchen, ein Hockerchen genügt auch, und versuche durch einfaches Tischrücken den Kontakt herzustellen. Schreibmedial Veranlagte gelangen vielleicht durch diese Fähigkeit zum Siegel der sich manifestierenden Wesenheit. Zudem wäre es mehr als wünschenswert, daß an dem Experiment ein tüchtiger Hellseher teilnimmt; allerdings nur ein solcher, der die Schwingungen der Elementargeister wahrnimmt, was ja bedeutend schwieriger sein soll als gewöhnliches astrales Hellsehen.)

„Ja bey deinen Tisch in deinem Hause und wo du bist werden sie dir erscheinen, sie werden auch sehr gemein und conferieren von allerhand Sachen mit dir, wie ein Mensch mit den andern, bringen dir auch, so sie anders dein unärgerliches Leben spühren werden, Gold, Silber, Edelgestein, doch von sich selbst, ungeberthen, und viel eher, als wenn du sie ansprächst“,

(Worauf sich lieber keiner verlassen sollte, ansonsten die Enttäuschung zu groß sein dürfte. Schließlich experimentieren wir ja um der Erkenntnis, nicht aber um materieller Vorteile willen!)

„sie offenbaren dir die Natur, die Art und Eigenschaft vieler Wurzeln und Kräuter und anderer Dinge mehr.“

(Was nicht ganz ausgeschlossen ist. Natürlich kaum direkt, mehr auf dem Wege der Intuition durch Einschwingen in die Naturseele.)

„Sie bringen dir auff dein Begehren alles Wild zusammen, wohin du es haben wilt. (Bäznern Gnomen sicherlich nicht; denn diese sind es ja gerade, die das Wild vor der Mordlust des Jägers in Schutz nehmen.) Doch sey gewarnet, daß du

Gott die Ehre nicht entziehst (denn ein Gottloser gerät zu leicht in die Gewalt dunkler Mächte) und ihnen was gäbest noch dich ihnen verpfändest. (Eine Anspielung auf die einstmal üblichen Pakte. Die harmlosen unter den Gnomen werden sowieso keine solchen schließen, sicherlich aber jene, die durch Blutrurale herangezungen werden.) Du mußt auch dahin beflissen seyn, daß du sie nicht erzürnest, oder wider sie handelst, sonst werden sie müde und dir gehässig. (Von der Rache erzürnter Elementarwesen haben wir ja gehört.) Liebest du sie aber gebührender Weise, so lieben sie dich vom Hertenzen;

(Nur wo es harmonisch zugeht, fühlen sie sich heimisch und vergelten ihrerseits wiederum das Empfangene durch verstärkte Harmonie, die sie um sich verbreiten, was somit den verbesserten Gesundheitszustand wie das gesteigerte materielle Wohl der Bewohner erklären würde.)

daß mußt du auch wohl merken, daß du ihre Geheimnisse und was du mit ihnen handelst, niemanden offenbaren, weil sie es nicht leiden und ihre Sache gern stille und verschwiegen haben mögen.“

(Eine alte Forderung der Magie, getreu dem Grundsatz: Wisse, wage, wolle, schweige!)

„Sie hören auch nicht gerne fluchen oder den Teuffel nennen, noch von ungebührlichen Dingen reden.“

(Weil all dies gegen das Harmoniegesetz verstößt, den guten Wesen ein Greuel. Was dem Verfasser dieser Vorschrift anscheinend nicht aufgegangen ist, sonst hätte er sich nicht in diesen Widerspruch verwickeln und Blut fordern dürfen.)

„Hiermit hast du also den wahrhaftigen Weg dieser Geister — von denen nemlich recht und gehörigen Nutzen, wenn man nemlich recht und gehöriger Maßen mit ihnen umgeht, haben kann — sie zu deiner Dienstbarkeit zu bringen, benebst der treuherzigen Warnung, ohne Falsch und Hinterlist zu seyn und einen erbaren Wandel zu führen.“

In der Hauptsache war es den „frommen“ Christen ehemals nur um klingende Münze zu tun, zwar sind die heutigen in dieser Hinsicht um nichts besser, allein ihre Habsucht belästigt wenigstens nicht die Geister der Natur, somit besteht für sie auch nicht die Gefahr, dem Teufel in dieser Welt schon anheimzufallen. Allen Ernstes: Die Gefahr ist groß, bei

ethisch nicht einwandfreiem Lebenswandel (die Beachtung der Staatsgesetze ist hierfür alles eher denn ein Maßstab) hinabgezogen zu werden in den Strudel der dämonischen Gewalten. Wer sich auf magisches Gebiet wagt, achte ganz besonders darauf.

Hören wir nun, was ein Eingeweihter wie *Eliphas Levi* über Gnomenbeschwörung zu sagen weiß.

Er weist dem Beschwörer die Blickrichtung Norden zu, weil das Reich der Gnomen zum Norden zählt.

Dann schlägt der Operateur — und dies bei der Anrufung jeder Klasse von Elementarwesen — das

kabbalistische Kreuz:

Während er spricht, legt er die rechte Hand an die

<i>Stirne</i>	Dir gehören
sodann an die <i>Brust</i>	das Reich,
hierauf zur <i>linken</i> Schulter	die Gerechtigkeit,
nachfolgend zur <i>rechten</i>	die Barmherzigkeit
dann <i>schließt er die Hände</i>	in den schöpferischen Zyklen.
	Tibi sund Malchut et Ge- burah et Chesed per aeonas,

Nach Schlagen des kabbalistischen Kreuzes beschwört er die Erde durch die Elemente Wasser, Luft und Feuer, indem er sie mit Wasser besprengt, mit seinem Atem behaucht und in das Feuer, die für den Tag geeignete Räucherung wirft, alsdann spricht er das Gebet der Gnomen, das ich gekürzt wiedergebe:

„Unsichtbarer König... der Du fließen lässest die sieben Metalle in den Adern des Steines... Belohner, Du, der unterirdischen Arbeiter, führe uns zur ersehnten Luft und zum Reich des Lichtes. Wir wachen und arbeiten ohne Ermatten... Herr, Herr, Herr, hab Erbarmen mit den Leidenden... mache uns frei und... erhöhe uns!... O Meister... herrsche und sei der ewige Spender der Kostbarkeiten, als deren Hüter Du uns bestellst. Amen.“

Herrscher der Gnomen ist *Gob*.

Als Glyphe wird die Glyphe des Stieres benützt.

Beherrscht werden die Gnomen durch das magische Schwert. Das ihnen zugesprochene Metall ist das Blei.

Gnomen begünstigen die Kunst der Geomantik wie der Kartomantie. Daß sie beim Legen der Runenkarten oder Werfen von Runenstäben gleichfalls herangezogen werden können, dieser Schluß dürfte kein falscher sein.

Laut Eliphas Levi beeinflussen die Gnomen am stärksten die Melancholiker.

Eine Logenvorschrift rät, die Gnomen nach vorangegangener Klausur folgendermaßen zu beschwören:

In einer hellen Nacht, kurz vor dem zwölften Glockenschlag, wenn der Vollmond durch eines der Erdzeichen geht, suche der Magus den für sein Werk erwählten Ort auf. Gehüllt sei er in einen weißen Mantel; denn die Zwerge lieben die weiße Farbe.

Ring- oder Mittelfinger schmücke ein schwarzer Onyx oder ein Chalzedon; der Ring selbst sei aus Silber, gleichfalls aus Silber der Sechsstern auf der Stirn, mit einem der genannten Steine in der Mitte.

Mit einem Buchsbaumstock oder einem Stab aus Wachholder oder Eibenholz ziehe der Magus einen Kreis um sich auf den Boden, geräumig genug, darin die magische Handlung auszuführen. In den Kreis selbst zeichne er mit seinem Stabe den Sechsstern, und zwar so groß, daß die sechs Spitzen den Kreisrand berühren.

Hierauf ziehe er noch einen zweiten Kreis um den ersten und schreibe in diesen so entstandenen Ring bestimmte Namen, am besten die der Urmütter, keinesfalls aber solche dem Christentum angehörende. Die Mission des Jesus von Nazareth hat nicht den Naturwesen gegolten, die ja einem anderen Evolutionszyklus angehören.

Außerhalb der beiden Kreise stelle er ein dreibeiniges rundes oder ovales Tischchen, dessen Platte in Anlehnung an das Erdsymbol, den Sechsstern, aber auch sechseckig sein darf. Drei kleine silberne Schälchen kommen auf den Tisch. In eines gieße der Operateur Wein, klares Quellwasser oder reinen Fruchtsaft (im Hinblick auf den angeheiterten Gnomen möchte ich vom Wein abraten), in das zweite tue er Mehl, Weizen- oder Maiskörner in das dritte. Dekorativ verteile er noch einige frische Früchte auf der Platte.

Sofern es sich bewerkstelligen läßt, nehme er ein weißes Lämmlein oder eine weiße Taube mit in den Kreis. Zwerge

haben Freude an unschuldigen Tieren, nicht weniger willkommen ist ein kleines Kind oder eine reine Jungfrau (wieder mit der ausdrücklichen Betonung auf *rein*).

Mit der Blickrichtung nach Süden (wie dieses Ritual vorschreibt) singe der Beschwörer, in entspannter Haltung im Kreise stehend, sechsmal den Vokal E, jedesmal mit einem tiefen Vollatemzug dazwischen.

Mit vor der Brust gekreuzten Armen verneige er sich nach jeder Himmelsrichtung sechsmal.

Langsam schlage er sodann in Intervallen mit einem Hammer aus einem der genannten Hölzer auf den Boden, bei jedem Schläge rufend:

Im Namen der Großen Mutter!

Im Namen von *Nuit*!

Im Namen von *Isis*!

Im Namen von *Nephtis*!

Im Namen des Erdgeistes!

Im Namen des Großen PAN

rufe ich euch, ihr Wesen der Erde!

Seid mir gnädig.

Ich bitte euch zu Gast.

Nehmt hin meine Gabe,

in Liebe, in Freundschaft gereicht.

Diese Anrufung spreche er dreimal, stets mit einem Hammerschlag vor Nennung eines der Namen.

Danach versetze er sich in den Zustand höheren Wachseins und harre des Kommenden.

Nach einiger Zeit, selbst wenn sich nichts gezeigt hat, spreche er die Entlassungsformel:

Im Namen der Großen Mutter!

Im Namen des Großen PAN!

Im Namen des Erdgeistes

danke ich euch, ihr Wesen der Erde,

Schweigen gelobend gegen jedermann.

Heilig halten will ich fürderhin diesen Ort.

Im Namen der Großen Mutter!

Im Namen des Elementes Erde,

ziehet hin in Frieden,

der Friede sei zwischen euch und mir.

Jetzt erst zerstöre er den Kreis, der Tisch jedoch bleibe möglichst bis zum Morgengrauen stehen, wo dann Speise wie Trank ringsherum der Erde anvertraut werden.

Damit ist das Werk der Gnomenerufung getan. Mehr verrät auch das Logenritual nicht.

Ganz befriedigt keines der Rituale. Schlecht erwehrt man sich des Eindrucks, daß irgendwie wesentliche Punkte unberücksichtigt geblieben sind. Bei den sonst üblichen Anrufungen stehen im Mittelpunkt die Namen derjenigen Intelligenzen, die man zu beschwören beabsichtigt. Demzufolge müßten die Gnomenerufungen im Namen von Gnomenerufenen zitiert werden, wie es bei der ersten Anrufung mit *Urinaphton* der Fall ist. Der eine Name jedoch scheint mir zu wenig zu sein, wenigstens lehrten mich dies meine bisherigen Erfahrungen. Erfolgverheißender ist es meiner Meinung daher, die einzelnen Rituale miteinander zu verknüpfen, sie auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen und innerhalb dieses kombinierten Rituals möglichst viele Namen zu erproben. Für die Zitation von Gnomenerufenen stehen uns eine stattliche Zahl Namen zur Verfügung.

Die Seherin der „Völuspa“ nennt uns

Modsoagnir als den mächtigsten der Zwerge,

Durin als den zweitmächtigsten unter ihnen.

Diesen folgen u. a.:

Nyi — Nidi — Nordri — Sudri

Austri — Westri — Althiofr — Dwalin . . .

Frar — Hornbori — Frägr — Loni

Aurwangr — Jari — Eikinskjaldi . . .

Im Indischen ist *Kshiti* oberster Beherrscher des Elementes Erde wie aller Erdwesenheiten.

Aus dem Mittelalter stammen

Buriel, oberster der Erdgeister,

Urinaphton, König der Pigmeer, und

Salvian und *Antologan* als Fürsten der Zwerge.

Oberste der östlichen Erdgeister sind

Sanyaab und *Achimael*,

der südlichen unterirdischen Geister:

Gaziel, *Fegor* und *Anarazel*.

Und eine weitere Liste aus jener Zeitepoche bezeichnet als dienstbare Geister der Erde:

<i>Foray</i>	<i>Ypesti</i>
<i>Neberus</i>	<i>Glasay</i>
<i>Yhepar</i>	<i>Bylethi</i>
<i>Sytry</i>	<i>Paymoe . . .</i>

Von den genannten Namen haben sich bisher einige als sehr wirkungsvoll erwiesen, doch ich möchte in niemandem eine vorgefaßte Meinung erwecken. Prüfe ein jeder selber unvoreingenommen nach Maßgabe seiner Mana-Kraft.

Noch eines wichtigen, bisher anscheinend gänzlich vernachlässigten Faktors sei gedacht: Die *Runen*. Sie müssen unbedingt mit einbezogen werden.

Welche bedeutenden Dienste sie einst den nordischen Magiern geleistet haben, verrät uns ja die Edda, und auch in unserer Zeit erweisen sich neuerdings die Runen als sehr wirksam. Wer meine beiden Runenbücher nicht bloß gelesen, sondern das dort Gebotene *gründlich gearbeitet* hat, wird sich hierin kaum enttäuscht sehen.

Für die Gnomen ziehe man in erster Linie die Erdrunen heran. Diese ritze man in den Boden, schlage sie in der Luft, stelle sie körperlich als Asana und singe dazu den Runenlaut und das Runenwort.

Zudem verwende man ferner die Namen der Erdmütter, wie *Tanna*, *Stanna*, *Tanit* usw.

Außerdem wäre zu erproben die Magie der Bäume; lehrt doch eine Überlieferung, wer Gnomen zitieren will, verbinde sich zuerst mit dem Wesen eines Baumes, indem er Runen in den Stamm schneidet. Die Baumdryade sendet hierauf Rufwellen aus, denen die Zwerge Folge leisten.

Ein Praktiker — jener, der mir die Fotos von Naturgeistern zeigte — machte mich seinerzeit auf diese Praxis aufmerksam mit dem Hinweis, wer mit den Elementargeistern in Verbindung treten will, bedarf der Runen. Mithin ein Grund mehr damals, der mich bewog, das Runenweistum zu pflegen.

Die Anrufung des Baumwesens gestalte der Experimentator aus freien Stücken oder er wandle die in „Runenmagie“ (Seite 108/109) enthaltene Formel zweckentsprechend ab.

Als tattwische Schwingung berücksichtige man die des Prithivi-Tattwas. Allenfalls wäre noch Akasha zu erproben und die saturnischen Faktoren. Als Erdwesen unterstehen die Gnomen neben dem Monde stark dem Saturn.

So notwendig und nützlich die Erfüllung möglichst aller Vorbedingungen sein mögen — richtiger Ort, windstilles, klares Wetter, günstige astrologische wie tattwische Einflüsse, passende Formel, Namen und Runen —, Hauptsache ist und bleibt die *innere Bereitschaft*, das Einswerden mit den im Naturgeschehen waltenden Kräften, jenes „Ich-werde-eins-mit-allen-Kräften“, das *Pangefühl*, wie es ein Esoteriker einmal nannte.

Rufung der Luftgeister

Luftgeister stehen uns nach alten Autoren gleichfalls sehr nahe, sogar am nächsten, wie einige meinen. Aus diesem Grunde wohl läßt der Nettesheimer jeder planetarischen Beschwörung eine Anrufung der Luftgeister vorausgehen.

Der um das 17. Jahrhundert lebende *Alexander Pope* bezeichnete die in der Luft lebenden Sylphen „als die lieblichsten und liebenswertesten Geschöpfe der Welt“. Leicht ist es mit ihnen in Verkehr zu treten, unter einer Voraussetzung allerdings, „die in Wahrheit nicht jedermann liegt: Außergewöhnliche Keuschheit“.

Von Madame Blavatzky freilich wissen wir, daß die Luftgeister die „leichtfertigsten Dinger“ sind.

Die Chinesen hinwiederum — die oft, wenn sie von Drachen reden, die Geister der Luft darunter verstehen — halten diese für sehr stolz; denn beim ersten Schlag der Zaubertrommeln kommen sogleich die Wassergeister herbei, die Luftgeister jedoch erst nach dem sechsten Trommelschlag.

Nach *Eliphas Levi* beschwört man, ehe man die Sylphen ruft, das Element Luft nach allen vier Himmelsrichtungen mit den Worten:

„*Spiritus dei ferebatur super aquas, et inspiravit in faciem hominis spiraculum vitae. Sit Michael dux meus, et Sabtabiel servus meus, in luce et per lucem. Fiat verbum halitus meus; et imperabo spiritus aeris hujus, et refraenabo equos solis voluntate cordis mei, et cogitatione mentis meae et nutu oculi dextri.*“

Exerciso igitur te, creatura aeris, per Pentagrammaton et in nomine Tetragrammaton, in quibus sunt voluntas firma et fides recta. Amen, so geschehe es, so sei es.“

Hernach zieht der Operateur mit einer Adlerfeder das Zeichen der Sylphen — das Levi meines Wissens aber nicht gibt, zumindest nicht innerhalb des Beschwörungsmodus —, an Stelle dessen kann die entsprechende Rune treten, vor allem das Schlagen der Hagal-Rune.

In Blickrichtung nach Osten wird nun das Gebet der Sylphen gesprochen:

„Geist des Lichtes, Geist der Weisheit . . . Unendliche Bewegung in ewiger Ruhe, sei ewig gebenedeit . . . Laß auf uns fallen den Strahl Deiner Weisheit und die Wärme Deiner Liebe; dann wird fest, was so flüchtig . . . Nicht mehr werden wir fortgerissen vom Sturm . . . und werden lenken den Lauf der Winde, der abendlichen, um zu Dir zu fliegen . . . O Geist der Geister . . . O Du Schöpferodem! O Mund, der Du ein- und ausatmest im Wechsel Deines ewigen Wortes das Sein aller Wesen. Amen.“ (Gekürzt.)

Beherrscher der Luftgeister ist *Paralda*.

Ihre Glyphe ist der Adler.

Befohlen wird ihnen mit dem heiligen Pentakel.

Sie begünstigen angeblich die Aeromantik, bewirken Wahrträume und beherrschen und verschaffen Gold und Silber. Der Choleriker untersteht ihnen am meisten.

Nach anderen uns überkommenen Texten gilt als Vorsteher der Luftgeister *Mererim*; mächtige Luftgeister sind außerdem:

Coratiel — *Sumnidiel* — *Coachiell*

Damniel — *Petatiel* — *Caffiel*.

Beachtliches erfährt man über das Können *Coratiels*, *Sumnidiels* und *Coachiels*. Ersterer wandelt Unglück in Glück, der zweite berät Erfinder und vermittelt technische Kenntnisse, der dritte steht dem Alchemisten bei. Verantwortlich für Sturm und Gewitter zeichnet *Caffiel*.

Anderswo in alten Schriften finden sich als Namen der dienstbereiten Geister der Luft:

<i>Agares</i>	<i>Marbaso</i>
<i>Prufilas</i>	<i>Amonho</i>
<i>Barbatos</i>	<i>Gosoym</i>
<i>Botis</i>	<i>Bathyme</i> . . .

Herr der Luft ist nach östlicher Anschauung *Pavana*.

Das im Augenblick der Anrufung geeignetste Tattwa ist *Vaju*.

Als Räucherung empfiehlt *Hermes Trismegistos*: Wallrath, Aloeholz, Kostwurz, Moschus, Safran und Thymian.

Liebste Aufenthaltsorte der Sylphen sind außer ihrem Lebenslement Luft: Hohe Berggipfel, stille Wälder, idyllische Waldlichtungen und Haine, weite Fluren, schöne Garten- und Parkanlagen. Sie leben in allen Erdteilen, meist dort, wo viele Gnomen sind.

Nicht durchwegs dürfen wir uns die Luftgeister als so zarte Wesen vorstellen, wie *Bäzner* sie uns schildert; gerade bei diesen müssen wir voneinander sehr verschiedene Gattungen annehmen, darunter mächtige Wesenheiten, wenig freundlich dem Menschen gestimmt, zu denen viele der *Djinns* zählen. Nicht ausgeschlossen, daß es Luftgeister sind, zu denen ja auch die Sturmholde gehören, die bei Beschwörungen mitunter auf das Wetter einwirken. Von unvermutet losbrechenden Sturmgewalten, die sich in des Beschwörers Nähe austoben, hört man bisweilen, ob dies immer Zufall, läßt sich schwer entscheiden, war ich selber doch einmal Zeuge eines Unwetters, das sich zeitgenau über die Dauer einer Beschwörung hin erstreckte und sich nur in allernächster Umgebung in seiner ganzen Stärke austobte.

Als ich mich mit meinem Freunde vor dem Hause traf, war der Himmel lediglich bedeckt, woran sich nichts änderte, solange wir im Zimmer die magische Handlung vorbereiteten. Anders, nachdem ich den Kreis zog. Sofort erhob sich draußen ein Wind, von leichtem Regen begleitet. Nichts Bemerkenswerthes an sich. Höchst eigenartig wurde die Sache erst, als die eigentliche Anrufung einsetzte. Je intensiver ich die Beschwörungsworte intonierte, um so wütender Sturm wie Wolkenbruch. Nie, weder vor- noch nach-

her, habe ich je so ein Rütteln an Fenstern und Türen erlebt. Wir befürchteten, jeden Moment müßten sie sperrangelweit auffliegen. Kaum jedoch sprach ich die Entlassungsformel, ließ schlagartig das Toben nach, und als der Kreis gelöscht war und wir die Fenster öffneten, zogen die letzten Wolkenfetzen von hinnen. Bekannte, die in naher Umgebung wohnten, bestätigten wohl, daß es gehörig gewettert habe, fanden aber unsere Schilderung weitaus übertrieben.

Rufung der Wassergeister

Nach *Eliphas Levi*:

Die üblichen Vorbereitungen und Schlägen des kabbalistischen Kreuzes, sodann wird das Wasser beschworen, indem man die Hände über eine bereitstehende, mit reinem Wasser gefüllte Schale spreizt, den Magnetismus einfließen läßt und hernach neunmal darüber haucht.

Anschließend wird etwas geweihte Asche mit dem ebenfalls vorher geweihten Salz vermischt. Nun wendet man sich mit nachstehenden Worten dem Wasser zu:

„Fiat firmamentum in medio aquarum et separet aquas ab aquis, quae superius, sicut quae inferius, et quae inferius sicut quae superius, ad perpetranda miracula rei unius. Sol ejus pater est, luna mater et ventus hanc gestavit in utero suo, ascendit a terra ad coelum et rursus a coelo in terram descendit. Exorciso te, creatura aquae, ut sis mihi speculum dei vivi in operibus ejus, et fons vitae, et ablutio peccatorum. Amen.“

Jetzt wird der aus siebenfältigem Gezweige bestehende Weihwedel in das geweihte Wasser getaucht und Salz und Asche damit besprengt, wobei man spricht:

„In sale sapientiae aeternae, et in aqua regenerationis, et in cinere germinante terram novam, omnia fiant per Eloim Gabriel, Raphael et Uriel in saecula et aeonas. Amen.“

Die Zeremonie geht in Richtung Westen vor sich. Mit erhobenen Händen, in denen die Schale mit dem geweihten Wasser ruht, rezitiert der Operateur das Gebet der Nixen:

„Gewaltiger König des Meeres... König der Sintflut und der Regen... der Du der Feuchtigkeit... befehlst zum Saft der Pflanzen zu werden, wir beten Dich an, wir rufen zu Dir. Wir, Deine beweglichen und wandelbaren Geschöpfe, sprich zu uns im gewaltigen Wallen des Meeres, und wir zittern vor Dir; sprich auch zu uns im Murmeln der klaren Gewässer, und wir lechzen nach Deiner Liebe. O Unermeßlichkeit... O Meer der unendlichen Vollendung... Abgründiger, der Du Dich verströmst in den Höhen... Zur Unsterblichkeit führe uns durch das Opfer, auf daß wir einst würdig befunden werden, Dir Wasser, Blut und Tränen zur Vergebung der Sünden anzubieten. Amen.“ (Gekürzt.)

Herrscher der Nixen und Wassermänner ist *Nicksa*.

Das Metall der Wasserleute ist das Quecksilber.

Sie begünstigen die Hydromantie sowie die Kristall- und Spiegelschau und geben Herrschaft über das Wasser.

Besonders abhängig von ihnen sind die Phlegmatiker.

Das Wasser-Tattwa ist *Apas*.

Zufolge der indischen Mythologie herrscht über das wässrige Element und seine Geschöpfe *Varuna*.

Nach Pictorius zählen *Nesrach* und *Kelen* zu den südlichen Wassergeistern, *Alrinach* zu den westlichen.

Erhalten sind uns des weiteren die Namen dienstbereiter Wassergeister:

<i>Wogoros</i>	<i>Phalhob</i>
<i>Laquotor</i>	<i>Ystowe</i>
<i>Hombozet</i>	<i>Stywoi</i>
<i>Gomholym</i>	<i>Falegei...</i>

Liebblingsplätze der Inlandnixen sind malerische Buchten, Inseln und Felsgruppen innerhalb von Flüssen und Strömen sowie verschwiegene Waldweiher, stille Bergseen, lauschige Quellen und Wasserfälle.

Rufung der Feuergeister

Nach *Eliphas Levi*: Gegen Süden gewandt, wirft der Beschwörer geweihtes Salz, Weihrauch, Schellharz, Kampfer und ganz wenig Schwefel ins Räucherfeuer.

Über den emporsteigenden Qualm hält er mit der Rechten einen gegabelten Stab oder den Dreizack und ruft dreimal mit lauter Stimme die Genien des Feuers:

Michael, König der Sonne und des Blitzes,
Samael, König der Vulkane,
Anael, Fürst des Astrallichtes,
seid mir gnädig bei meinem Werke!

Hieran schließt sich das Gebet der Salamander:

„Unsterblicher . . . Vater aller Dinge . . . erhöre Deine Kinder . . . Geschaffen hast Du gesonderte Mächte . . . erhöht hast Du die Oberen zu Engeln, die der Welt Deinen Willen künden; endlich hast Du erschaffen uns unser elementares Bereich im dritten Rang . . . Ohne Unterlaß verzehren wir uns in Sehnen, Dich zu besitzen. O Vater! O Mutter! . . . O Sohn . . . O Form aller Formen, Seele, Geist, Harmonie und Zahl aller Dinge! Amen!“ (Gekürzt.)

Herrscher der Salamander ist *Djinn*; mehr wohl ein Hinweis auf die Gattung der Elementars als auf eine bestimmte Wesenheit.

Die Glyphe der Salamander zeigt einen Löwen.

Den Feuerwesen unterstehen Eisen und Kupfer.

Sie begünstigen die Pyromantie, den magnetischen Schlaf der Somnambulen und die Beherrschung von Feuer und Schwere.

Sanguiniker stehen ihnen am nächsten.

Dem feurigen Element entspricht das *Tejas-Tattwa*.

Die dienstbaren Geister nennen sich:

<i>Caymos</i>	<i>Halpho</i>
<i>Focalor</i>	<i>Byfron</i>
<i>Gamygyn</i>	<i>Zaganhy</i>
<i>Orias</i>	<i>Ulachor . . .</i>

Feuergeister hausen in Hitzeschlünden der Erdtiefe, in Kratern, Hochöfen und im friedlichen Feuer unserer Herde.

Wer darauf aus ist, sich berufen dazu fühlt, Naturgeistern nachzuspüren, wage ruhig einen Versuch; ohne sich allzu starr an die gegebenen Weisungen zu halten. Kombinieren

hilft mitunter schneller weiter. Der Runenfachmann berücksichtige beim Gebrauch der Runen deren elementare Beziehungen.

Neben den bereits empfohlenen Arbeitsweisen, wie Tischrücken, mediales Schreiben und Sprechen, Hellhören und Hellsehen, schenke man auch dem Traumleben besondere Aufmerksamkeit, mehr als es sonst der Fall zu sein pflegt.

Schutz vor widerspenstigen Elementarwesen

Ungefüge Elementarwesen rät Eliphas Levi kraft der vier Elemente zu exorzieren.

Man hauche in die vier Windrichtungen, sprengte dahin geweihtes Wasser, verbrenne Räucherwerk und ziehe auf dem Boden mit Räucherkohle, dem magischen Stabe oder einem besonders zubereiteten Rohr das *Sexa-* oder *Pentagramm*.

In der einen Hand das Pentakel Salomons, in der anderen (der Reihe nach, dem Element entsprechend) Schwert, Stab und Schale, folgt sodann in mantrischem Tonfall die „Beschwörung der Vier“:

„Caput mortuum, imperet tibi Dominus per vivum et devotum serpentem.

Cherub, imperet tibi Dominus per Adam Jotchavah!
Aquila errans, imperet tibi Dominus per alas Tauri.
Serpens, imperet tibi Dominus tetragrammaton per angelum et leonem!

Michael, Gabriel, Raphael, Anael!

FLUAT UDOR per spiritum ELOIM.

MANEAT TERRA per Adam JOT-CHAVAH.

FIAT FIRMAMENTUM per JAHUVEHU-ZEBAOTH.

FIAT JUDICIUM per ignem in virtute MICHAEL.“

Die Elementargeister des Wassers bannt der Spruch:

„Engel, den toten Augen gehorche oder zerfließe mit diesem heiligen Wasser“ —

die der Erde:

„Geflügelter Stier, arbeite oder kehre wieder zur Erde, wenn du nicht willst, daß ich dich treibe mit diesem Schwert“ —

die der Luft:

„Gefesselter Adler, gehorche diesem Zeichen oder weiche zurück vor diesem Atem“ —

die des Feuers:

„Bewegliche Schlange, krieche zu meinen Füßen oder sei gequält durch das heilige Feuer und verdunste mit den Räucherungen, die ich hier verbrenne.“

Um nun ganz sicherzugehen und allen vieren Herr zu werden, vor allem, wenn man nicht sicher ist, welchem Element der Quälgeist angehört, richte man an diesen den sämtliche Gattungen einbeziehenden Bannspruch:

„Zum Feuer kehre das Wasser, es brenne das Feuer, es wehe die Luft, zur Erde falle die Erde durch die Kraft des Pentagramms, des Morgensternes und im Namen des Tetragramms, das geschrieben ist in der Mitte des Lichtkreuzes. Amen.“

Sehr unangenehm sollen den Elementarwesen Kirchenglocken tönen. Vermutlich war dies deren ursprünglicher Zweck, die Zwischenwesen fernzuhalten, und viel weniger der, die Gläubigen zum Gebet zu rufen. Sehr anschaulich hat Gerhard Hauptmann in seinem symbolischen Mächdendrama „Die versunkene Glocke“ das zum Ausdruck gebracht. Bestürzt, verängstigt, aufgebracht sind die Elementargeister ringsum in Tal und Berg über die neue Glocke, deren Geläut zu bald von hoch droben her bis in den entlegensten Waldeswinkel erschallen soll. Da greift beherzt der Waldschrott in des Wagens Speichen, der die Unheilstifterin ihrem Ziel entgegenführt, und stürzt sie den Hang hinab in den stillen Bergsee.

Ein anderer noch erteilt uns guten Rat, unliebsamen Elementarwesen wirksam zu begegnen: *Goethe*.

Ihm waren sie bestimmt nicht fremd, „die Elemente“, ihre „Kraft und Eigenschaft“, und mehr als nur der Dichter spricht

aus vielen seiner Verse. Wagner fürchtet die „wohlbekannte Schar, die strömend sich im Dunstkreis überbreitet, dem Menschen tausendfältige Gefahr von allen Enden her bereitet“, Mephistopheles ruft die „luft'gen zarten Jungen“, Faust einzusingen und „mit süßen Traumgestalten zu umgaukeln“. Faust selbst gebraucht „für solche halbe Höllenbrut“ den Spruch der Vier:

Salamander soll glühen,
Undene sich winden,
Sylphe verschwinden,
Kobold sich mühen . . .

Daß diese Verse mehr sind, mehr beinhalten als dramatische Worte schlechthin, bewies mir die eigene Erfahrung.

Ausklang

Damit wäre unser Ausflug in die Märchenwelt der Feen und Djinns beendet, ohne freilich das schier unabsehbare Gebiet bis in den letzten Winkel durchstreift zu haben.

Ein dicker Lexikonband reichte kaum, die Fülle wunderbarer Begebenheiten aufzunehmen.

Überlassen jedem bleibe es daher, weiter danach zu schürfen, weiter danach zu forschen, ihm überlassen auch die Frage:

*Träumen die Menschen von Geschöpfen, die Gott zu schaffen vergessen hat — —
oder sind wir — denen derlei Bilder fremd — Blinde
unter den wenigen Sehenden?*

Verwendete Literatur

- Agrippa von Nettesheim: Magische Werke. Hermann Barsdorf Verlag, 1921
- AME: Magische Feuerbeschwörung. Andere Welt, Heft 12, 1960
- Erhard Büzner: Die Naturgeister. Theosophischer Kultur-Verlag, 1924
- H. P. Blavatzky: Die Geheimlehre. Theosophisches Verlagshaus — Höllenträume. Verlag Max Altmann, Leipzig 1908
- Paul Brunton: Yogis. Wolfgang Krüger Verlag, Berlin 1937
- Daphne Charters: A True Fairy Tale. Almorris Press LTD. 3 Lansdowne Road, London
- Johanna Frauenhofer: Rübezahl lachte schadenfroh. Die okkulte Stimme, Heft 11, Jg. 5
- Hans Freimark: Okkultismus und Sexualität. Leipziger Verlag GmbH., Leipzig
- Dr. med. F. Freudenberg: Paracelsus und Fludd. Hermann Barsdors Verlag, Berlin 1918
- Dr. Hans Gerloff: Die Phantome von Kopenhagen. Kommissionsverlag, München
- J. W. v. Goethe: Faust I.
- A. M. Grimm: Der Luftgeist Golem. Die okkulte Stimme, Heft 3, Jg. 7
- Prof. Dr. A. Haas: Rügensch Sagen. Verlag Arthur Schuster, Stettin 1926
- Dr. Franz Hartmann: Elementargeister. Editorial Schatzkammer Hans Fändrich, Buenos Aires (Argentinien)
- C. Jinarajadasa: Die okkulte Entwicklung der Menschheit. Adyar, Paris 1947
- Carl Kiesewetter: Faust in der Geschichte und Tradition. Hermann Barsdorf Verlag, Berlin
- Der Koran: Verlag Philipp Reclam jr. 1901
- Eliphas Levi: Dogma und Ritual der Hohen Magie. Otto Wilhelm Barth Verlag, München-Planegg 1927
- Guido von List: Deutsch-Mythologische Landschaftsbilder. Österreichisches Verlagsinstitut, Wien 1913
- Kurt Lorenz: Aus dem Reiche der Zwerge. Die okkulte Stimme, Heft 1 und 2, Jg. 7

- Ausmarsch des Zwergenvolkes. Die okkulte Stimme, Heft 3, Jg. 7
- Auch wir haben Zwerge. Die okkulte Stimme, Heft 5 und 6, Jg. 7
- Gustav Meyrink: Goldmachergeschichten. August Scherl GmbH, Berlin 1925
- Dr. J. Nistler: Baumgeister und Krankheitsdämonen. Zentralblatt für Okkultismus, 3. Heft, XXV. Jg.
- Willy Schrödter: Die Geheimkünste der Rosenkreuzer. Baumgartner-Verlag, Warpke-Billerbeck (Hann.) 1954
- Wetterzauber. Die okkulte Stimme, Heft 9, Jg. 5
- Dr. Rudolf Schwarz: Gibt es Naturgeister? Die okkulte Stimme, Heft 9, Jg. 5
- Der Berggeist Ben Mac Macdhuil. Die okkulte Stimme, Heft 9, Jg. 6
- Karl Simrock: Die Edda. Verlag d. J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1888
- Karl Spiessberger: Unsichtbare Helferkräfte. Verlag Hermann Bauer, Freiburg i. Br. 1959
- Runenmagie. Verlag Richard Schikowski, Berlin 1955
- Runenexerzitionen für jedermann. Verlag Hermann Bauer, Freiburg i. Br. 1958
- Der erfolgreiche Pendel-Praktiker. Verlag Hermann Bauer, Freiburg i. Br. 1955
- Das Problem der Tierseele. Uranus-Verlag, Memmingen 1950
- Der Traum in tiefenpsychologischer und okkultur Bedeutung. Uranus-Verlag, Memmingen 1950
- Hans Sterneder: Der Wunderapostel. I. Staackmann Verlag, Leipzig 1937
- Joachim Windelmann: Erlebnisse mit Naturgeistern. Die okkulte Stimme, Heft 1, 2 und 3, Jg. 6
- Die Welt neben der unseren. Die okkulte Stimme, Heft 3, Jg. 7
- Naturgeister am Krankenbett. Die okkulte Stimme, Heft 8, Jg. 7

Kennen Sie die Zeitschrift

Die andere Welt?

(früher „Okkulte Stimme“)

Mit dieser Zeitschrift werden Sie laufend über die interessantesten Experimente und Forschungsergebnisse auf dem Gebiete des Okkultismus und verwandter Gebiete unterrichtet.

Folgende Themen werden vorwiegend darin behandelt:

Spiritismus	Handlesekunst
Spirituelle Heilweisen	Magnetismus
Volkshelkunde	Traumdeutung
Magie	Telepathie
Mystik	Sympathie
Pendel und Wünschelrute	Erfolgspsychologie
Hypnotismus	Graphologie
Kabbalistik	Astrologie u. alles Einschlägige

Viele begeisterte Zuschriften

bezeugen den hohen und aufbauenden Wert der „Anderen Welt“. Mancher Leser schrieb uns schon, daß ihm das regelmäßige Lesen dieser Zeitschrift zu einer lieben Gewohnheit geworden wäre, die er auf keinen Fall mehr missen möchte. Er freue sich auf jede neue Nummer und warte jeden Monat voll Spannung darauf.

Der Bezugspreis
beträgt vierteljährlich 4,50 DM - Einzelheft 1,80 DM
Probeheft kostenlos!

VERLAG HERMANN BAUER · FREIBURG IM BREISGAU

Karl Spiesberger:

Runenexerzitionen für jedermann

*Gesundheit, Lebenserfolg und Entwicklung magischer Kräfte
durch die Macht der Runen*

Jede Rune ist Mittler zu unsichtbaren Kraftspeichern, aus denen wir laufend schöpfen können. Die Linienführungen der Runen zeigen, welche Antennenformen wir bilden müssen, um uns in den Wirkungsbereich dieser kosmischen Kraftspeicher einzuschalten. Wie das gemacht wird, lehrt der Verfasser in dem vorliegenden Band, der zeigt, wie man mit Urgewalten in Verbindung kommen kann, mit deren Hilfe ein Höchstmaß an Glück und Erfolg zu erzielen ist.

208 Seiten, 40 Abbildungen, Ganzleinen 13,50 DM

Karl Spiesberger:

Der erfolgreiche Pendelpraktiker

*Ein Querschnitt durch das Gesamtgebiet der siderischen
Pendelpraxis*

Jeder Zweig der Pendelforschung kommt hier zu Wort, der naturwissenschaftliche und der übersinnliche. Den transzendenten Schwingungszuständen schenkt der Verfasser die gleiche Beachtung wie den natürlichen Strahlungsvorgängen. Der Autor macht den Leser mit allen Experimenten bekannt, z. B. Feststellung von Geschlecht — Charakterfeststellung mit dem Pendel — Auspendelung des menschlichen Körpers — Medizinische Pendeldiagnose — Der Pendel als Hellseher — Auspendelung von Talismanen und Amuletten — Das Pendeldiagramm des gesunden und kranken Menschen usw. Für den Anfänger ein idealer Lehrgang, und für den Fortgeschrittenen ein praktisches Handbuch mit einer Fülle von Anregungen.

Dritte Auflage, 112 Seiten und zahlreiche Abbildungen, 8,50 DM

VERLAG HERMANN BAUER · FREIBURG IM BREISGAU

EDITH RAUCH

Yoga für ältere Menschen

*Praktische Anleitung zur
Steigerung des körperlichen und
seelischen Wohlbefindens*

Immer wieder haben wir die Erfahrung gemacht, daß Menschen in den reiferen Jahren glauben, keine Yogaübungen mehr machen zu können, weil sie ihnen zu schwierig erschienen. Aus diesem Grunde haben wir uns entschlossen, einmal einen Lehrgang herauszubringen, der speziell auf die Bedürfnisse älterer Menschen abgestimmt ist. Die hier gelehrtten Übungen sind so einfach gehalten, daß sie von jedermann leicht nachgemacht werden können. Schon nach kurzer Zeit werden Sie die Wirkung verspüren: Sie werden viel mehr Freude am Leben gewinnen, der Körper wird gekräftigt und jung erhalten, Krankheiten werden vermieden oder gebessert. Auch Ihr seelisches Gleichgewicht wird wieder hergestellt. Die Harmonie, die Sie dann ausstrahlen, wird Sie selbst — und andere vollkommen vergessen lassen, wie alt Sie wirklich sind!

96 Seiten mit 45 Abbildungen
5,80 DM

VERLAG HERMANN BAUER
FREIBURG IM BREISGAU